Moderne Klassiker.

Deutsche

Literaturgeschichte der neueren Zeit

in

Biographien, Kritiken und Proben.

Mit Portraits.

Siebenunddreißigster Band.



Cassel,

Ernst Balde.

1854.



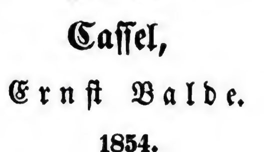


Anastasius Grün.

Anastasius Grün.

Durch der Seele Tiefen klingend
Weht in mir ein Harfenpaar,
Brausend tönt das Spiel der einen,
Das der andern sanft und klar;
Zwei der Kräfte, die sich hassen,
Geben ihnen Klang und Laut,
In den Saiten wettert diese,
Jene küßt sie leis und traut.

Mit Portrait.



Cassel,

Ernst Balde.

1854.

Anastasius Grün.

Anastasius Grün ist ein Dichtername von schönstem Klange. Seit Lenau durch den Tod von den Fesseln befreit wurde, die ihn grausam befangen hielten, ist er als des größten östreichischen Dichters Name in dem Herzen aller Gebildeten, auf den Lippen Jedermanns zu finden. Grün und Lenau, Heine und Uhland, sie waren die vier Meister deutscher Dichtkunst, eine kleine, aber hochgefeierte, von der Dichterzahl keines Landes übertroffene Schaar. Jetzt ist der Eine von ihnen zu den Göttern berufen, der Andere ringt seit Jahren mit ertödtenden Schmerzen; Uhland läßt durch den grünen Lorbeer die weißen Locken seines ehrwürdigen Hauptes schimmern, Anastasius Grün lebt noch in voller Manneskraft als

Hort der deutschen Poesie, als Trost jedes ihrer Freunde.

Von ihm wollen wir in den folgenden Blättern berichten. —

Anastasius Grün ist der Dichtername Anton's Alexander Maria, Grafen von Auersperg, welcher am 11. April 1806 zu Laibach geboren wurde. Er erhielt seine erste Erziehung im elterlichen Hause, größtentheils auf dem Schlosse Thurn am Hart, doch bereits im Sommer des Jahres 1813 wurde der siebenjährige Knabe auf das Theresianum nach Wien gebracht, und zwar aus einem besondern Grunde. Der damalige General-Gouverneur von Illyrien, Marmont, hatte dem Vater den Vorschlag gemacht, den Knaben in eine Erziehungsanstalt nach Paris zu geben, und der Vater, dem dieser Vorschlag nichts weniger als gefiel, wich dem Ansinnen durch die schnelle Entfernung des Knaben nach Wien aus. Nach zwei Jahren trat derselbe in die Ingenieurs-Akademie ein, aus welcher ihn der im Jahre 1818 erfolgende Tod seines Vaters befreite. Er trat in eine Privaterziehungsanstalt ein, und ging dann zu philosophischen und juristischen Studien über, denen er zwei Jahre in Grätz, die übrige Zeit in Wien oblag. Jetzt bereits begann er zu dichten; er ließ einige Gedichte in Wiener

Blättern mit der Unterschrift seines vollen Namens abdrucken. Im Jahre 1830 erschienen „Die Blätter der Liebe" unter dem Pseudonym Anastasius Grün; in demselben Jahre bereits der Romanzenkranz „Der letzte Ritter". Beide poetischen Werke fanden keine besondere Beachtung; das erstere hat dieselbe auch später sich nicht erworben, wohl aber „Der letzte Ritter", von dem wir nachher des Weitern berichten werden.

Im Jahre 1831 verließ Grün die östreichische Hauptstadt, um die Verwaltung des Erbes zu übernehmen, das ihm der Vater hinterlassen, die Herrschaft Thurn am Hart in Krain. In demselben Jahre erschien in Hamburg ein kleines Buch ohne Angabe des Verfassers unter dem Titel „Spaziergänge eines Wiener Poeten", welches in und außer Oestreich die größte Wirkung hervorbrachte — ein Büchelchen, in dem warme Vaterlandsliebe, Liebe zur sittlichen, männlichen Freiheit, Entrüstung und Spott über das Verkehrte und Unrechte in der Welt in den schönsten Versen niedergelegt war. Anastasius Grün wurde bald als der Verfasser dieser vortrefflichen Gedichte erkannt. Das Buch erlebte sogleich eine neue Auflage, man feierte den Dichter, wandte sich mit Zuneigung der vorausgegangenen Dichtung, dem „letzten Ritter" zu, und sah mit Spannung neuen Dichtungen von ihm entgegen. Da

erschien 1835 ein neues Werk von ihm unter dem Namen „Schutt“; es war, wenn auch etwas verdeckter, derselbe Inhalt, den er in den „Spaziergängen“ als köstliche Frucht den Verlangenden geboten hatte. Von da ab stand sein hoher Dichterruhm unabänderlich fest, und bis auf die neueste Zeit hat er zugenommen, ist er erhalten worden.

Fragen wir nun, was der Dichter trieb, wo er in jenen Jahren, in denen seine besten Dichtungen entstanden, weilte, so finden wir ihn auf seinen Besitzungen als einen verständigen und humanen Grundbesitzer sein Eigenthum verwalten; in den Musestunden lebte er den Annehmlichkeiten der schönen Natur, die ihn umgab, wie den stillen Studien der Literatur und Poesie; dabei ging er zuweilen auf kurzen Aufenthalt nach Wien, oder machte er Reisen durch den größeren Theil von Europa. Im Jahre 1837 ließ er gesammelte „Gedichte“ erscheinen.

Im Jahre 1839 verheirathete er sich mit einer jungen Dame, die seit längerer Zeit bereits der Gegenstand seiner Liebe war, mit Maria Gräfin Attems. Dieser aus gegenseitiger tief begründeter Zuneigung entsprungene Bund sollte in Verbindung mit der Schweigsamkeit des Dichters während mehrerer Jahre der Gegenstand mannigfacher ungegründeter Zeitungs-

nachrichten, einer ganzen Anfeindung Grüns von mehreren Seiten her werden; selbst die sogenannte politische Poesie wendete sich in guten und schlechten Versen gegen den Dichter, den man eine Verleugnung seiner Gesinnung, ein Anschließen an die Aristokratie und anderes mehr schuld gab. Der Dichter konnte sich dagegen nicht vertheidigen, die Censur ließ es nicht zu; die einzige Revange, die ihm übrig blieb, legte er in ein 1843 unter dem Titel „Nibelungen im Frack“ erscheinendes Gedicht, worin es unter anderm heißt:

Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durch's Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer, trotz sond'rer Kampfgenossen!
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Livrei'n;
Der Knecht will Unterknechte — der Freiheit selbst kein Sklav'
ich sein! —

Die politischen Ereignisse des Jahres 1848 ergriffen auch Grün mit der ganzen Fülle ihrer Gewalt. Was er fast zwanzig Jahre früher in den „Spaziergängen“ gedichtet hatte, hier schien es sich in Wahrheit und Wirklichkeit umwandeln zu wollen. Bald genug freilich kam auch ihm die Enttäuschung.

Er nahm übrigens am Funfzigerausschuß sowie am Frankfurter Parlament Theil; aus letzterem schied er unbefriedigt von seinen Ergebnissen bereits im Au-

gust, um in die schöne Heimath seiner Berge zurückzukehren.

Seit jener Zeit hat er seine und deutscher Dichtkunst Freunde mit zwei neuen poetischen Werken erfreut; das eine derselben ist ein ländliches Gedicht unter dem Namen „Pfaff vom Kahlenberg", das andere ist eine kleine Sammlung von ihm verdeutschter krainischer Volkslieder. Endlich noch legte er auf das Grab des ihm und Allen so früh gestorbenen Nikolaus Lenau dessen Nachlaß nieder, welchen er mit einer schönen, tief empfundenen Vorrede herausgab.

Nach diesen wenigen biographischen Notizen wollen wir zu dem reicheren Material übergehen, zu einer kritischen Uebersicht der Fülle von Dichtungen, mit denen Anastasius Grün die deutsche Literatur beschenkt hat.

— — — — —

In Anastasius Grün's Dichterlaufbahn sind mehrere Perioden zu unterscheiden, die mehr oder minder bedeutend sind und sich bald mehr, bald weniger unter einander hervorheben. Er begann mit den „Blättern der Liebe" und veröffentlichte hier die poetischen Versuche seiner Jugend vom 18. bis 23. Lebensjahre, Welchen Inhalt sie haben, zeigt der Titel an; ihrem

Werthe nach gehören sie zu den zahllosen Gedichten, deren Stiefvater Heinrich Heine ist. Heine's unsterbliche Poesien ließen die nicht unbedeutende Zahl sterblicher Gedichte, die er gleichfalls seiner Feder entschlüpfen ließ, recht gut übersehen und verzeihen; aber was man diesem großen, wirklichen, wahren, echten Dichter nachsehen konnte, das mußte entweder erzürnen oder langweilen, wenn es von der nachäffenden Mittelmäßigkeit oder gar Talentlosigkeit geboten wurde. Grün's „Blätter der Liebe“ gehören zu den zahllosen Nachahmungen der Heine'schen Dichtung, wenn sie auch unter denselben auf einer ziemlich hohen Stufe stehen. Der Dichter hat sie später selbst verworfen, nur wenige nahm er in die Sammlung seiner Gedichte auf, und eine nöthig gewordene neue Auflage der „Blätter der Liebe“ wurde von ihm selbst unterdrückt. Wir dürfen sonach diese Erstlingsversuche als kaum existirend betrachten, insbesondere stehen sie ihrem ganzen Wesen nach in gar keinem Zusammenhange mit dem eigentlich ersten Werke Grün's, welches im Jahre 1830 in erster Auflage unter dem Titel „Der letzte Ritter“ erschien.

„Der letzte Ritter“, ein Romanzenkranz, enthält im Versmaß des Nibelungenliedes eine Verherrlichung der Thaten Kaisers Maximilian I., des kühnen, klugen und ritterlichen Kaisers, der mit seiner Helden-

figur das Mittelalter schließt und immer eine der poesiereichsten, gesuchtesten und liebenswürdigsten Erscheinungen unserer ganzen deutschen Geschichte bleiben wird. Einer der treuesten Freunde des Dichters und dabei sein ehrlicher und vortrefflicher Beurtheiler, Bauernfeld, bezeichnet die Bedeutung dieses Buches ganz vortrefflich, wenn er sagt: „Nicht blos das nationale Element im Allgemeinen, sondern der reale historisch-politische Boden ist es, in welchem das Talent unseres Dichters wurzelt, aus welchem es seine poetische Nahrung zieht. Frühzeitig von den lebensfrischen und naiven Erzeugnissen der altdeutschen Dichtkunst angezogen, selbst an ihren Wunderlichkeiten, an ihrem Barocken und Abenteuerlichen Behagen findend, mit dem deutschen Sagen- und Legendenkreise innig vertraut, hatten Studien und Lebensweise an dem Dichter dasjenige nur weiter ausgebildet, wozu Anlage und Charakter hinneigten. In der ganzen Anschauungs- und Behandlungsweise, in dem Derbwirklichen, aus welchem sich die Fäden der Poesie spinnen, in der Macht des Gemüthes, das sie verwebt, in der mäßig beigemischten humoristischen, ja zum Theil satyrischen Färbung, selbst bis auf die Wahl des Metrums, das weniger kritisch zurechtgelegt, als durch Naturtrieb herausgewachsen scheint, stellt sich der letzte Ritter gewissermaaßen als eine moderne Fortbildung

und Fortsetzung der Weise der Minnesänger dar. Dies ist das Feld, auf welchem Anastius Grün den Dichterlorbeer zuerst angestrebt . . . . ."

Man kann nicht sagen, daß diese Dichtung Grüns nach jeder Seite hin befriedige — man vermißt, wie bei sehr vielen hierher gehörenden Erzeugnissen, die volle Wärme der Darstellung. Zumeist mag das gewählte Versmaaß hieran die Schuld tragen — die langgestreckten Verse dehnen ebenfalls ein wenig den Inhalt. Aber die poetische Malerei ist in dem ganzen Cyklus sehr schön, die Verse rein, die Sprache gewählt — nur vielleicht die Schüchternheit eines Erstlingswerkes hat den Dichter mitunter, doch selten gehemmt. Zur Probe geben wir nachstehend ein Paar kleine Bruchstücke des „Letzen Ritters", der bereits in siebenter Auflage im Verlage der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen ist.

Die Belagerung der Hofburg.

Dort wo die Burg der Kaiser aufragt in alter Pracht,
Dort lagert König Maxens gewalt'ge Heeresmacht;
Denn drinn hat der Magyare die letzte Kraft verschanzt
Und in die gewölbten Fenster sein Donnergeschütz gepflanzt.

Hier sandten Fürsten und Schranzen einst Gnadenblicke heraus,
Und wem solch einer gegolten, der eilte froher nach Haus;
Mit wem es jetzt liebäugelt aus diesen Fenstern nieder,
Auch der kehrt flugs zur Heimath mit pochendem Herzen wieder.

Wo seid ihr Kaiseradler? was hat euch fortgeschreckt?
Nur einer blieb, der oben am Stephansthurme heckt;
Auch dieser wär' entflogen, wenn nicht sein Leib von Stein,
Ha, oder ahnt er Frühroth nach nächtlichem Wetterschein?

Horch, Trommeln und Trompeten! wie Maxens Faust sich ballt!
„Hei, drauf und dran, ihr Brüder!“ Wie's kracht und ras't und knallt!
Dicht an die Burg schlägt Feldruf und mordender Kugeln Macht;
Wenn drin ein Kaiser schliefe, jetzt wär' er wohl erwacht.

Auf Leitern klimmen aufwärts der Krieger kühnste Reihn.
Ei, meint ihr einzusteigen zu Liebchens Fensterlein?
Schon harrt das Schätzchen und windet aus Rosen purpurroth
Um euer Haupt ein Kränzlein; — wie läßt so schön das Roth!

Es kämpft an Maxens Seite ein Rittersmann, der spricht:
„Mein Fürst, ihr werdet plötzlich so bleich im Angesicht.“
„Laß, Freund, und werd' ich blaß auch, wie könnt' es anders sein?
Von Schild und blanken Waffen ist's nur der Wiederschein.“

„Sturm! drauf und dran, ihr Brüder!“ — Staub hüllt die
Mauern ein,
Von Schwertern und Feuerschlünden blitzt rother Flammenschein;
Heim treibt ein Hirt in der Ferne die Heerde rascher fort;
Von Wien her rückt ein Gewitter, schon wetterleuchtet's dort. —

Der Ritter an Maxens Seite, der sieht ihn an und spricht:
„Ihr seid so roth an den Schultern, mein Fürst, ist Blut dies
nicht?“
„Ei guter Freund, laß roth sein; dich trügt der Augen Schein,
Es wird wohl nur ein Lappen vom Purpurmantel sein.“

„Ha bravo, Brüder, vorwärts!“ — Wie von den bebenden
Mauern,
Gleich Blüthenflocken im Lenze, die Kugeln niederschauern!
Allmächt'ger Gott, laut krachend sinkt dort das Bollwerk ein,
Und nieder poltert donnernd das rauchende Gestein!

„Hinan! Hinan!“ — Sie stürmen durch Schuttgeröll empor,
Ha, lustig wirbeln die Trommeln, laut jauchzt der Siegeschor!
Den Todten Friede! — Jetzt stürzen vom Walle Ungarns Fah-
nen,
Und Habsburgs erstes Banner grüßt von der Burg der Ahnen.

Als eingestürmt die Sieger, sehn sie in weiten Hallen
Die Leichen magyar'scher Krieger, wie Hügel an Hügel sich
ballen,
Die Lebenden stehn daneben; den Säbel im Arm gezückt.
Ein Seraphschor, der schützend auf theure Gräber blickt.

Max trat zu ihrem Führer und drückt' ihm sanft die Hand:
„Zieht hin ihr edlen Streiter, in Frieden in euer Land,
Wenn Feinde gleich, doch ehr' ich solch kräftiges Geschlecht;
O kämpften einst vereint wir für ein Land und ein Recht!

Er sprach's; da faßt ihn Fieber, Blut aus der Wunde bricht,
Er sinkt in Freundesarme mit bleichem Angesicht;
Auf einer Bahre trugen sie ihn ins stille Gemach,
Doch Preis dem Herrn! bald ward er aus schwerem Schlummer wach.

Bald stand an seinem Lager Genesung das schöne Weib,
Küßt ihn auf Aug' und Wange und feit ihm den wunden Leib.
Da klang einst eine Zither herauf beim Abendschein,
Und duft'ge Weste trugen die Klänge zu ihm herein:

„Vor manchem Pfeile schirmet das Weib des Geliebten Herz,
Erst wenn es ausgestürmet, weint sie dem eignen Schmerz;
Sie winkt zu Siegesbahnen dem Heer des Helden Hand,
Erst die ersiegten Fahnen sind seiner Wunden Verband.

„So gleichen Beide dem Baume, der, wenn es hagelt und stürmt,
In seinem schatt'gen Raume den bangen Wandrer schirmt;
Erst wenn die Stürme schweigen, die Lüfte wieder blau,
Dann schüttelt er von den Zweigen den eignen Thränenthau."

Held Theuerdank.*)

Schon strahlt auf alle Lande das Frühroth hell und warm,
Da lehnte Max im Sammtstuhl, ein Buch hielt er im Arm;
Das Buch war's seiner Thaten, genannt der Theuerdank,
Der Spiegel seines Lebens, sein eigner Schwanensang.

Er liest in seinen Thaten! — Der Engel, der gesandt,
Die Augen ihm zu schließen, schwebt schon gen Oestreichs Land.
Er liest in seinen Thaten! — Ihr Fürsten blickt nun her,
Lernt, was kein Mönch euch lehret, zu sterben so wie der.

---

*) Der Theuerdank (Einer, der auf Abenteuer denkt) ist ein allegorisches Epos, dessen Held (Maximilian selbst, unter dem Namen Theuerdank), von dreien feindseligen allegorischen Personen, nämlich Fürwittig (Vorwitz, jugendliche Unbesonnenheit), Onfallo (Unfall, feindliche Elementarereignisse) und Neydelhart (Neid, Mißgunst, Haß der Menschen) in die verschiedenartigsten gefahrvollen Abenteuer verwickelt, dieselben siegreich besteht und endlich die schöne Prinzessin Ehrenreich (Maria von Burgund) als Braut erringt. Dieses Gedicht erschien zuerst in Nürnberg 1517, in Folio, mit vielen Holzschnitten geschmückt. Auf dem Titel ist Melchior Pfinzing, als Verfasser genannt, doch ist nur die Ausführung von ihm, Plan und Anlage gehören ganz dem Kaiser selbst.

Er liest, wie Junker Fürwitz oft an des Abgrunds Rand,
In Flammen und in Fluten zur Kurzweil ihn gesandt,
Und wie der Meuchler Unfall aufs Sturmmeer ihn gesetzt,
Den Fels auf ihn geschleudert, den Leu auf ihn gehetzt.

Er liest es, sieht nach oben, und preist der Gottheit Kraft,
Die Noth, Gefahr und Drangsal so siegreich weggerafft,
Die ihn aus hartem Kampfe mit Element und Natur
Gesund und glorreich führte, ja doppelt kräftig nur!

Er liest nun fort, wie Neidhart, der arge, böse Greis,
Ihm gern vom Haupt gerissen so Kron' als Lorbeerreis,
Und Heere gen ihn sandte, gewaltig zu Roß und Schiff,
Den Gifttrank für ihn mischte und Meucheldolche schliff.

Er liest's, greift an den Busen und preist des Menschen Kraft,
Die herrlich sich bewährte im Kampf der Leidenschaft,
Sie, die im Streit der Herzen sein großes Herz ließ siegen
Und in dem Streit der Schwerter sein Schwert nicht unter-
liegen.

Fort liest er; blühend liegt nun vor ihm die ferne Zeit,
Es nahn der Jugend Bilder in Schaaren dicht gereiht.
Die alten Kampfgenossen entsteigen froh der Gruft,
Und Morgenroth umhaucht sie, Freiheit und Bergesluft!

Im weißen Brautgewande, mit grünem Myrtenzweig,
Steht vor dem Kaiserjüngling Prinzessin Ehrenreich;
Da glänzt das Antlitz Maxens hell wie des Morgens Strahl,
„Maria!" schluchzt er leise, — „Maria!" verhallt's im Saal.

Es glüht ein mildes Lächeln auf seiner Wang' empor,
Und eine helle Thräne bricht aus dem Aug' hervor;
Es hat sich still zum Busen sein Haupt herabgebeugt,
Und zu den Knieen mählich nun Buch und Hand geneigt.

So fanden ihn die Seinen; so saß er regungslos,
Das Denkbuch seiner Thaten lag offen in seinem Schooß;
Mild glomm das letzte Lächeln, das um den Mund ihm stand.
Klar hing die letzte Thräne an seiner Wimpern Rand.

Und feuchten Auges knieten jetzt nieder All' im Kreis,
In feierlichem Schweigen, um den entseelten Greis! — —
Seht, wie ein Fürstenleichnam so herrlich sich verklärt,
Und leicht des Schlachtentodes und Trauerpomps entbehrt!

Der Tag, da Max gestorben, ist Nacht für Oesterreich,
Gebrochen alle Herzen, jed' Aug' an Thränen reich!
Und doch glüht kein Komete, kein Sturm verheert das Land,
Kein Todtenvogel wimmert, kein Städtchen steht in Brand.

Nein! glänzend strahlt der Himmel, und Frühlingslüfte wehn,
Voll Reben glühn die Hügel, voll Segen die Thäler stehn.
Frisch grünen Wald und Wiese, die Quellen sprudeln klar,
Im Aether jubeln Lerchen, zur Sonne steigt der Aar!

— — — —

Das bereits im nächsten Jahre, 1831, erschienene zweite Werk unseres Dichters, die anonym ausgegebenen „Spaziergänge eines Wiener Poeten", gehören auf ein ganz anderes Gebiet der Dichtkunst, als der „Letzte Ritter". Die „Spaziergänge" sind eine Reihe politischer Gedichte, und zwar gehören dieselben nicht nur zu den ersten, sondern auch insbesondere zu den besten Erzeugnissen jener Dichtungsart, welche eigentlich erst einige Jahre später getauft wurde. Wenige andere poetische Erzeugnisse haben eine solche Würdigung gefunden, als dies Buch, wenige haben sie aber auch noch in gleichem Grade verdient. Die reinste Vaterlandsliebe, die edelste, innigste Verehrung der Freiheit, der aufrichtige Wunsch, die Menschheit durch

Einflößung eines wärmeren Gefühls für die höchsten geistigen Güter zu veredeln und zu verbessern, bilden den Inhalt dieses an Umfang geringen, an Werth so großen Buches. Die Form, die Sprache ist dabei edler, poetischer, als irgendwo anders — nur ein später erschienenes Buch Grüns, wovon wir gleich sprechen werden, übertrifft darin die „Spaziergänge".

Das Buch ist Ludwig Uhland gewidmet. Um noch einmal mit wenig Worten seinen Werth und seinen Inhalt anzudeuten, wiederholen wir hier die Worte eines bekannten Kritikers. Er sagt von diesem Buche, daß in ihm ein „Prophet und Apostel der Freiheit, bald mild, wie Johannes, bald gedankenscharf, wie Paulus, das neue Evangelium verkündet, und bald in stolzer Bildersprache eines Hesekiel, bald mit der strafenden Wortschwere eines Jeremias" auftritt.

Wir geben ein Paar der Gedichte hier als Probe:

Hymne an Oestreich.

Riesin Austria, wie herrlich glänzest du vor meinen Blicken!
Eine blanke Mauerkrone seh ich stolz das Haupt dir schmücken,
Weicher Locken üpp'ge Fülle reich auf deine Schultern fallen,
Blonden Golds, wie deine Saaten, die im Winde fröhlich wallen.

Festlich prangt dein Leib, der wonn'ge, in dem grünen Sammtgewande,
Dran als Silbergurt die Donau, und die Rebe als Guirlande;
Leuchtend flammt sein Schild, der blanke, welchem Lerch und Aar entsteigen,
Aller Welt von deinem Bündniß mit dem Tag und Licht zu zeigen!

Farbig ist ein Blumen=Estrich dir zu Füßen aufgegangen,
Eine Garde stolzer Eichen seh ich im Gefolg dir prangen,
Kön'gen gleich in Purpurmänteln, deine hohen Berge ragen,
Die als Kronen schmucke Burgen hell im Morgenrothe tragen.

Hier bist du die Braut, die heitre, unter Blüten an der Quelle,
Kränzend sich mit Perl und Rose, spiegelnd sich in klarer Welle!
Dort gleich muth'ger Amazone nach ersiegter Schlacht zu schauen,
Erzumpanzert und gewaltig, doch voll Schönheit selbst das Grauen!

Wie im hohen Göttertempel glorreich einst Pallas=Athene,
Stehst du da in stiller Weisheit, heil'ger Kraft und milder Schöne!
Aus den lieben, süßen Augen muß ein hoher Geist auch sprühen,
Unterm üpp'gen schönen Busen dir ein edles Herz auch glühen.

In der Hand des Wissens Bücher hältst du siegreich aufge-
schlagen,
Wissend, daß, wie deine Saaten, sie manch goldnes Körnlein
tragen,
Daß, wer hat gesunde Augen, Tageslicht vertragen lerne,
Und noch keine Hütt' in Flammen ward gesteckt durchs Licht der
Sterne.

Erz berührt und Stein und Leinwand deine Zauberhand
nur sachte,
Sieh da, als ein Gott lebendig, springt der Marmor aus dem
Schachte,
Sieh, da lebt und spricht die Leinwand, fröhlich klingen die
Metalle,
Und der Kunst geweihte Dome ragen hoch zur Sternenhalle!

Freiheit prangt als heil'ge Losung über deinen Friedens-
hütten,
Freiheit glänzt auf allen Bannern, drunter je dein Volk ge-
stritten;
Besser als die Händ' in Fesseln, taugen dir die fessellosen,
Seis, das Schwert der Schlacht zu schwingen, seis zu pflücken
Friedensrosen.

Doch: Vertrauen! heißt die Fessel, die dir gilt, dein
Volk zu binden
Und um Brüder sie und Brüder und um Fürst und Volk
zu winden;

Wenn der heil'ge Regenbogen stolz sich wölbt durch Wetter-
grauen,
Strahlt aus ihm herab das große, schöne, ew'ge Wort: Ver-
trauen!

Drum wohl darfst du stolz und freudig, Austria, dein
Haupt erheben,
Durch der fernsten Zeiten Nebel wird dein Schild noch glän-
zend schweben!
Viel hat dich der Herr gesegnet, doch du darfst auch rühmend
sagen,
Daß bei dir die edlen Keime reich und herrlich Frucht getra-
gen! —

Also klang jüngst meine Hymne. Sonst, wenn Dichter
Hymnen singen,
Glänzt ihr Aug', wie Sonnenjubel, jauchzt ihr Herz, wie Har-
fenklingen;
Doch, wie mocht es denn geschehen, daß ich mußte bei der
meinen
So aus tiefstem vollstem Herzen viel der bittern Thränen
weinen?

Sein Bild.

Sein Lob ist nicht ein Loblein!

Dicht umwogt von Volkesmenge ragt ein luftig, farbig Zelt;
Ei, was doch die bunte Hülle wohl für einen Schatz enthält?
Birgt sie nicht die schönste Perle, Muscheln gleich, in schlichtem Schrein?
Hüllt sie nicht das schönste Antlitz, wie ein neid'scher Schleier ein?

Glockenklang, Kanonendonner! — Sieh, des Zeltes Hülle sank,
Und enthüllt' ein riesig Standbild, erzgegossen, hell und blank,
Wie zur Huld'gung, trat die Sonne jetzt auch aus dem Nebelflor!
Jauchzend, daß die Sterne bebten, schlug des Volkes Ruf empor!

Ruhig auf granitnem Sockel schwebt das Kaiserbild voll Glanz,
Um die Schläfen keine Krone, nur den selbsterrungnen Kranz!

Hoch zu Roß, das Antlitz lächelnd, und empor die rechte
Hand
Sanft erhoben, wie zum Segen, über sein geliebtes Land.

Ja, du bist es, weiser Joseph! — Voll von Kraft, und Mark,
und Klang,
So im Bilde von Metalle, wie dein Leben all' entlang!
Dem getreu und kühn beharrlich, was als edel du er=
kannt,
Und an deinem großen Werke bauend fest mit ehrner Hand!

Ein Despot bist du gewesen! Doch ein solcher, wie der
Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden
mag,
Der zu dunklen Diebesschlüften die verhaßte Leuchte trägt,
Und mit goldner Hand an's Fenster langer Schläfer rast=
los schlägt.

Ein Despot bist du gewesen! Doch, fürwahr, ein solcher
bloß,
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht er=
barmungslos;
Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau
besprengt,
Und mit seinen Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch be=
hängt.

Drum mit Recht gab dir der Bildner Brust und Stirn' und Hand von Erz!
Aber küssen, brünstig küssen möcht' ich diese Hand von Erz! —
Doch ich weiß nicht, ist es Laune, ist es kind'scher Unverstand,
Aber eine Rose gerne säh' ich in der ehrnen Hand!

All dein Ringen nach dem Lichte, all dein Thun in ernster Zeit,
Glich's nicht einer Hand von Eisen, die uns ein Rose beut?
Ein beharrlich ernstes Kämpfen um ein morgenrothes Land!
Drum, o legt ihm weich die Rose in die harte, ehrne Hand!

Was er seinem Volk geboten, war's des Frühlings Bote nicht?
Drum im Kampf er ausgedauert, stammt es nicht aus Morgenlicht?
Drauf einst unverrückt sein Auge, war's nicht ros'ger Freiheit Pfand?
Drum die Rose allzugerne säh' ich in der ehrnen Hand!

Ach, es will der Freiheit Rose uns im Garten nicht gedeihn!
Ohne Rose doch kannst nimmer, Erzkoloß, sein Bild du sein!

Nur ein Bildniß unsrer Zeiten dünkst du mir zu dieser Frist,
Dem die ehrne Hand geblieben doch die Ros' entfallen ist.

Salonscene.

Abend ist's; die Girandolen flammen im geschmückten Saal,
Im Krystall der hohen Spiegel quillt vertausendfacht ihr Strahl,
In dem Glanzmeer rings bewegen, schwebend fast und feierlich,
Altehrwürdige Matronen, junge, schöne Damen sich.

Und dazwischen ziehn gemessen, schmuck im Glanze des Ornats,
Hier des Krieges rauhe Söhne, Friedensdiener dort des Staats;
Aber Einen seh ich wandeln, jeder Blick folgt seiner Bahn,
Doch nur wenig der Erkor'nen sind's, die's wagen, ihm zu nahn.

Er ist's, der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt;
Er, der im Congreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt;

Doch seht jetzt ihn! wie bescheiden, wie so artig, wie so fein!
Wie manierlich gegen Alle, höflich gegen Groß und Klein!

Seines Kleides Sterne funkeln karg und lässig fast im Licht,
Aber freundlich mildes Lächeln schwebt ihm stets um's Angesicht,
Wenn von einem schönen Busen Rosenblätter jetzt er pflückt,
Oder wenn, wie welke Blumen, Königreiche er zerstückt.

Gleich bezaubernd klingt's, wenn zierlich goldne Locken jetzt er preist,
Oder wenn er Königskronen von gesalbten Häuptern reißt;
Ja fast dünkt's mich Himmelswonne, die den sel'gen Mann beglückt,
Den sein Wort auf Elba's Felsen, den's in Munkats' Kerker schickt!

Könnt' Europa jetzt ihn sehen, so verbindlich, so galant,
Wie der Kirche frommer Priester, wie der Mann im Kriegsgewand,
Wie des Staats besternter Diener ganz von seiner Huld beglückt,
Und die Damen, alt' und junge, erst bezaubert und entzückt!

Mann des Staates, Mann des Rathes! da du just bei
Laune bist,
Da du gegen Alle gnädig überaus zu dieser Frist;
Sieh vor deiner Thüre draußen harrt ein dürftiger Client,
Der durch Winke deiner Gnade hochbeglückt zu werden
brennt.

Brauchst dich nicht vor ihm zu fürchten; er ist artig und
gescheidt,
Trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem schlichten
Kleid;
Oestreichs Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und
fein,
Sieh, es fleht ganz artig: Dürft' ich wohl so frei sein,
frei zu sein?

— — — — —

Das folgende im Jahre 1835 zuerst erschienene Werk „Schutt" ist das berühmteste unseres Dichters. In diesen Dichtungen folgt Anastasius Grün demselben Princip, welches in den „Spaziergängen" ent-

halten ist. Sein bekümmertes und erschüttertes Herz will aus den Trümmern der zerfallenen, alten Welt eine neue bessere entstehen sehen, eine Welt der Humanität, des Friedens, der Freiheit, der wahren Religion. Vier große Dichtungen bilden den Inhalt dieses so schönen, so werthvollen Buches: „Der Thurm am Strande", „Eine Fensterscheibe", „Cincinnatus", „Fünf Ostern".

In dem ersten Gedicht, „Der Thurm am Strande", schildert der Dichter die Leiden eines gefesselten, gefangenen Poeten. Der Dichter singt:

Ich lag im weichen Gras, gelehnt auf Trümmer,
In Istriens vom Lenz umblühten Strande . . . .
. . . .
Doch du dort, alter Thurm, öd' und zerfallen,
Willst du nicht auch von Lieb' ein Wörtlein sagen?
Mich dünkt es, deine morschen Quadern hallen
Ein böses Lied, aus alten bösen Tagen!

Und endlich:

Doch wie die Lüfte flüstern heimlich leise,
Und wie die Wellen rauschen auf und nieder,
Wehn aus den Trümmern, still, in düstrer Weise,
Zu mir herüber des Gefangnen Lieder.

In reichen, tief empfundenen Tönen schildert nun Grün die Leiden des Gefangenen. Wie treu, wie erhaben, wie poesiereich er dies vermag, davon mag folgende Probe zeugen, ein Gesang des gefangenen Dichters.

Das grause Königsspiel will ich nun spielen,
Und laden zu Gerichte meine Richter!
Es drückt das goldne Zepter euch nur Schwielen,
Doch hoch empor das seine schwingt der Dichter!

Ihr könnt die Ebenbürtigkeit nicht tadeln
Des Geist's in mir, ihr stolzen Purpurträger!
Er wird zum Throne diesen Schemel adeln
Und vor die Schranken rufen eure Kläger!

Da sprach die Kette meines Arms: Bei Erzen
Schlief einst ich sanft und tief in ew'gen Nächten!
Was rißt ihr mich dem Berge aus dem Herzen,
Solch' unbewehrte Arme zu umflechten?

Der Wölbung Quadern sprachen drauf: Wir trugen
Am Dom des Herrn einst mit als Felsensäulen!
Was habt ihr uns geschmettert aus den Fugen,
Zu hören dieses Armen Klage heulen?

Des Bettes Diele sprach: Ich ragt' als Eiche,
Auf grünen Höh'n zu säuseln Gottes Ehre!
Was habt ihr mich gefällt mit frechem Streiche,
Daß ich dies Herz jetzt an mich pochen höre?

Vor'm Fenster eine Lerche klagte bitter:
Was zeigt ihr mir, der Freiheitseelen einer,
Der Knechtschaft gelb Gesicht durch schwarzes Gitter,
Und eine Seele, ach, so frei, gleich meiner!

Es sprach mein Herz: Euch freut, was mannigfaltig,
Doch Ein Gepräg' nur wollt ihr für Gedanken!
Ihr liebt die Blumen, weil sie vielgestaltig,
Doch darf nicht frei das Herz Gefühle ranken!

In plumpe Fesseln wollt den Geist ihr schlagen,
Der gottgesandt, wie Wolk' und Regenbogen;
Die Wolke wettert, ihr könnt sie nicht jagen,
Und knebeln nicht könnt ihr den Regenbogen!

Und nun vernehmt den Urtelsspruch des Richters:
Für Kett' und Schmach, die ihr ihm ließt bereiten,
Denn also richtet mild das Herz des Dichters,
Gibt euren Namen er Unsterblichkeiten!

Nur erst gesellt er seine Ketten alle
Zu Kron' und Stab in eures Wappens Rahmen,
Es rasseln weit durch des Jahrhunderts Halle
Wie seiner Ketten Klirren eure Namen.

— — — — — —

Der zweite Gedichtcyklus erzählt uns das Werden und Vergehen eines Klosters. Vielleicht weilt der Dichter mit etwas zu großer Nachsicht und Vorliebe bei diesem Thema, welches seinem Stoffe nach nicht ganz für Grün sich eignete. Doch auch hier ist er Meister der Poesie, jeder einzelne der Gesänge ist ein vollendetes, schönes Gedicht. Nur einer der Gesänge folgt als Probe hier:

Der ew'ge Mond im Dom der Nächte schimmert,
Die ew'ge Lamp' im Klosterkirchlein flimmert;
Horch Mitternacht! Von den zwölf Schlägen gellen
Der Mönche Särge, wie einst ihre Zellen!

Und wie zur Hora einst, entsteigt den Bahren
Ein dunkles Heer in schleppenden Talaren,
Voran die Kirchenfahne mit dem Kranze
Und ein gewaltig Kreuz auf hoher Lanze.

In langem Zug, gesenkten Auges, schweigend,
Langsam und feierlich zum Chore steigend,
Jetzt braust ihr Lied und Orgelklang gewittert,
Daß Wand und Pfeiler bebt und Kuppel splittert:

„Weh! Was wir bauten, ist in Schutt geschmettert!
Weh! Was wir säten, hat der Sturm entblättert!
Das Loos all' unsres Lebens und Gebetes
Der Mensch zertritt es und der Wind verweht es!"

Dort unten wandeln zwei verblichne Meister!
Das sind des Bildners und des Malers Geister,
Jetzt vor zerfallnen Marmorbildern stehend,
Jetzt manch entfärbtes Altarblatt besehend:

„Weh dir, o Zeit! Verstümmelt wie ein wilder,
Muthwill'ger Bube hast du unsre Bilder!
Weh euch, o Staub und Moose! Euer Weben,
Das Bahrtuch ist's von unsres Geistes Leben!"

Und wieder trat aus einem schlichten Grabe
Ein Mann mit Zirkel, Winkelmaß und Stabe;
Er setzte sich auf morsche Quadernstücke,
Arkad' und Kuppel maßen seine Blicke:

„Weh! Stolzer Säulen Zier liegt rings gebrochen!
Mir ist's, als wären's meine eignen Knochen!
Wer untergeht im Werk all seines Lebens,
Der stirbt wohl zwiefach, ach, und lebt vergebens!" —

Indeß stand lächelnd mitten unter ihnen
Der helle Mond und sprach mit heitren Mienen:
„Ich wall' als Geist der Sonn' in dieser Stunde
Und so spricht sie zu euch aus meinem Munde:

„Ich wandle meine Bahn seit Jahr und Jahren,
Wer hat des Leides mehr als ich erfahren?
Was nennt ihr eures Lebens Preis vergebens?
O seht den schnöden Preis all meines Lebens!

Ich bin das Licht! — Die Welt liegt noch in Nächten!
Ich bin die Freiheit! — Sie ist voll von Knechten!
Ich bin die Liebe! — Sie ist hassestrunken!
Ich bin die Wahrheit! — Sie in Trug versunken!"

Und wie er's sprach, war's als ob flüchtig walle
Ein leis Gewölk vor seinem hellen Balle,
Wie um ein schönes Antlitz Gramgedanken!
Die Geister aber in die Nacht versanken. —

Der ew'ge Mond durch's Kirchenfenster schimmert,
Die ew'ge Lampe matt und matter flimmert;
Die Leichenstein' im fahlen Zwielicht ragen,
Im Osten graut's; mich dünkt, es will bald tagen.

— — — — — —

Die dritte Gedichtsgruppe, „Cincinnatus" überschrieben, bringt uns neuen Inhalt, überraschende Scenerie. Das Gedeihen und Blühen der nordamerikanischen Freistaaten wird in unbeschreiblicher Schönheit mit europäischen Trümmern verglichen — wir halten dafür, daß „Cincinnatus" zu dem Besten gehört, was deutsche Poesie jemals erzeugt hat.

Noch mehr können wir dies von dem letzten Theil des „Schutt“ sagen, welcher „Fünf Ostern“ überschrieben ist. Hier läßt ein Jude am heiligen Grabe den tausendjährigen Schmerz des Judenthums über Alles, was es besessen und verloren, in erschütternden, alles bewältigenden Tönen erschallen. Das letzte Osterfest bringt dann die neue Zeit der Liebe, des Vertrauens, wie das Dichterherz sie träumt, das Dichterauge sie voraussieht, so wahr, so schön, so ergreifend zur Anschauung, wie noch nirgend weiter ein Dichter derartiges jemals geschildert hat.

Auch aus den „Fünf Ostern“ möge hier ein kleines Bruchstück Platz finden.

Schutt.

Im Orient, wo — wie aus blühndem Hage
Ein spielend Kinderpaar rothwangig grüßt —
Das heitre Mährchen und die sinn'ge Sage
In Rosenwäldern zwischen Blumen sprießt;

Dort gibt manch rauher Hirte dir die Kunde:
Es walle Jesus Christus, ungesehn,
Zu Ostern jährlich um die Morgenstunde
Im Auferstehungskleid auf Oelbergs Höhn,

Und seh' hinab nach seines Wandelns Thale,
Das ihm ein Kreuz und Leichentuch einst wies;
Wo Zion stolz geprangt im goldnen Strahle,
Granitnes Bollwerk, das sein Fluch zerblies! — —

Und Ostern war es einst; der Herr sah nieder
Zur kahlen Flur, verödet und ergraut,
Rings Trümmer, Asch' und Staub, und Trümmer wieder,
Und Schutt auf Schutt, so weit das Auge schaut!

Er weiß, es sind dies nur die wirren Schollen
Durchwühlten, neugepflügten Ackerlands,
Wo einst die Saatenwogen fluten sollen,
Und winden sich der goldne Garbenkranz!

Er sieht daraus den Baum der neuen Lehre
Mit tiefer Wurzel, ries'gem Säulenschaft,
Sich steigend wölben über Land und Meere
Und weithin streuen Schatten, Früchte, Kraft!

Des Tod's Triumphzug ging durch diese Gründe,
Rings keine Spur von eines Menschen Pfad!
Kein Vogel singt, es rauscht kein Blatt im Winde,
Es weht kein Halm, es grünet keine Saat!

Und wieder Ostern war's, vom Oelberg wieder
Sah Christus in das Thal zur Stadt hinab;
Das Kreuz, gestürzt ist's von den Zinnen nieder,
Nur eins steht schüchtern noch ob seinem Grab.

Hoch von Moscheenkuppeln, Minareten
Prangt goldnen Strahls der Halbmond über's Land;
Der Ruf des Muessins gebeut zu beten,
Wo stolz einst Salomonis Tempel stand.

Dem Stein gilt's gleich, welch' Zeichen man ihm wählte,
Ob er als Tempel, Dom, Moschee euch dien'!
Vom Menschen lernt' er's ab, daß gleich ihm's gelte,
Tritt Mönch, Levite oder Derwisch ihn.

Der Moslim riß herab aus Himmelsfernen
Den Mond, zu schmücken seinen Erdenraum;
Der Christ hob von der Erde zu den Sternen
Sein Kreuz, gezimmert nur aus ird'schem Baum.

Zerstäubt, vermodert längst des Kreuzes Fechter!
Kein Psalm, kein Glockenklang in weiter Luft!
Nur Mönche blieben, hütend noch als Wächter,
Wie treue Doggen, ihres Herren Gruft.

Dies leere Grab, sie kauften es mit Golde,
Krambuden schlug der Heide drinnen auf!
Dem müden Pilger beut um schnöde Solde
Er Platz für seine beiden Kniee zu Kauf.

Der Ostern Fest ist heut! Auf allen Bahnen
Ziehn fromme Christenpilger wohl heran?
Durch alle Lande reiche Karavanen?
Und rüst'ge Schiff' auf aller Meere Plan?

Nein! Oed' und leer sind noch des Domes Hallen,
Darin zerstreut nur einzle Beter knien!
Vielleicht, daß draußen noch vor'm Thor sie wallen?
Blick um dich Auge, wo die Wandrer ziehn?

Kein Pilger hier! Nur Beduinen jagen
Auf flinken Rossen durch das Haideland
Kein Pilger dort! Die Christenschiffe tragen
Des Kaufherrn Gold und Ballen nur zum Strand.

Sieh dort bemoost vier Trümmerwände ragen.
Längst eingebrochen ist Gewölb und Dach;
Ein Kirchlein Gottes war's in alten Tagen,
Jetzt stürzt es mählich seinem Bauherrn nach.

Es sprießen grüne Terebinthen drinnen,
Sie stehn die letzten treuen Beter hier:
Es wölbt ihr Laub zu Kuppeln sich und Zinnen,
Es ragen ihre Stämm' als Säulenzier.

In ihrem Schatten ruht ein müder Waller,
Olivenfarbe trägt sein Angesicht,
Wahrzeichen trägt auch er der Pilger aller:
Den Stab und Staub — doch Christi Zeichen nicht!

Er ist ein Körnlein jener Handvoll Saamen,
Die einst der Sturm von diesem Boden hob,
Und in die Länder sä'te aller Namen,
Und weit hinaus in alle Winde stob!

Ein Jude ist's, ein Ast vom Wunderstamme
Gefällt, zerschmettert längst, doch nicht verdorrt!
Des Markes Kern versengt von Blitzesflamme,
Des Wipfels Zweige grünend fort und fort!

Und wie um's Haupt beim Laubeswehn ihm schwanken
Bald Sonnenlichter, bald die Schatten dicht,
So gaukeln drin die Bilder und Gedanken,
Bald mitternächtig schwarz, bald sonnenlicht:

„Die Lerche steuert pilgernd in den Lüften
Dem Lenze nach und seiner Blüthenspur;
Der Hirte wandert von enthalmten Triften
Zu frischem Weideplatz auf reichrer Flur.

„Nicht, gleich der Lerche, folg' ich Frühlingsspuren,
Und doch wie sie, so wandr' ich fort und fort!
Nicht gleich dem Hirten, such ich schönre Fluren,
Und doch wie er bin ich bald hier, bald dort!

„Der Hirsch, den ihr mit Hunden ließet hetzen,
Der rennt durch Büsch' und Felder fort und fort;
Er rennt noch immer fort in scheuen Sätzen,
Wenn Treibers Hand und Ruthe längst verdorrt!

„Ich säe nicht, ich pflüge keinen Boden,
Mich schreckt kein Hagel, denn ich ernte nicht!
Doch beut mir jedes Land von seinen Broden,
Und meinem Durste nie der Quell gebricht!

„Des Nordens Eiche und des Südens Palme
Hat um das Haupt schon Schatten mir gestreut;
Der Wüste Sand, der Alpen duft'ge Halme,
Sie halten mir des Schlummers Bett bereit.

„Ich wohn' in engen Gassen, dunklen Schlüften,
Wohin der Christ uns aus den Städten stieß;
Er ahnt es nicht, wie selbst in Drachenklüften
Des Weibes Kuß, des Kindes Lächeln süß!

„Ich lerne keine von den Sprachen allen,
Nur meine trag' ich durch die ganze Welt!
Natur der Staare ist's, die Sprache lallen
Des Peinigers, der sie gefangen hält!

„Mir blüht kein Vaterland! Die Brüder ringen
Durch's Leben sich zerstreut, im Wandrerkleid!
Und doch sind wir ein Volk! In Eins verschlingen
Gemeinsam Elend uns, gemeinsam Leid!

„Vom Manne, der nicht sterben kann, die Sage
Lallt manch ein Christenkind, vom Ahasver!
Es wallt vorbei der Völker Sarkophage
Mein Volk, unsterblich, thränenlos, wie er!

„Nicht weiß ich's, dämmern uns des Fluchs Gerichte,
Strahlt Segen uns aus der Geschicke Buch?
Auf unsrer Töchter schönem Angesichte
Les' ich sogar den leisen Hauch von Fluch!

„Pflanzt in den Süd ein Reis von Nordens Tannen,
Wenn's nicht verdorrt, sprießt's doppelt grün und groß!
Wollt in den Nord ihr Südens Lorbeer bannen,
Erfriert er nicht, verkrüppelt doch sein Sproß.

„In allen Zonen doch, Gepräg' aus Steine,
In Farb' und Bildung bleibt *mein* Antlitz gleich!
So heiß ist Südens Brand nicht, daß er's bräune,
So kalt kein Norden, daß er's tünche bleich!

„Die Christen sahn's, da mocht' es ihnen dünken,
Es sei wohl eisenfest auch unser Leib,
Daß unser Blut ihr Schwert sie ließen trinken,
Uns niederdolchten Greis und Kind und Weib!

„Die Christen sahn's; und unsres Leibes Glieder
Hielt da wohl auch für feuerfest ihr Wahn,
Daß sie uns Haus und Hütten brannten nieder,
Und unter uns den Holzstoß schürten an!

„Was zürnen sie? Weil einst, was sie noch üben,
Gerichtet einen Sünder wir nach Fug!
Wenn das er lehrte, was sie thun und trieben,
Traun, war's kein Unrecht, was an's Kreuz ihn schlug!

„Ihr schmäht, daß wir den Blick zum Mammon wenden;
Wie wir ihn suchen, suchet ihn auch ihr!
Nur tappt ihr plump nach ihm mit schweren Händen,
Mit leichter Wünschelruthe winken wir!

„Verachtet mich, doch will Triumph ich stimmen!
Zertritt mich, Christ, wie einen Wurm der Flur!
Muß ich mich unter deinen Sohlen krümmen,
Ist's doch vor Schmerz nicht, nein, vor Wollust nur!

„Voll Lust ja denk' ich's unter deinen Füßen,
Wie deines Priesters halb du bist, halb mein;
Wie wir uns beid' in dich zu theilen wissen!
Sein soll das Jenseits, mein das Diesseits sein!

„Ich denk's, daß meines Volks ein Mann darf winken,
Und Demant und Juwel, entfärbend sich,
Aus deines Königs stolzer Krone sinken,
Der dich auch treten kann, so wie du mich!!

„Braus't hoch zu Roß dahin, im Goldesschimmer,
In Purpur wallend„ schwingend das Panier!
Ich lieg' im Koth, und weiß, ihr seid nicht immer
So stolz, und bückt euch noch herab zu mir!

„Entfalt', o Christenstaat, dein Prunkgefieder
Und schlag' dein schimmernd Farbenrad als Pfau!
Des Regenbogens Leuchten spiegle wieder,
Des Sternenhimmels Funkeln gieb zur Schau!

„Gern mag der Pfau im Sonnenglanz sich blähen,
Doch schämt er seines eklen Fußes sich!
Ich bin der Fuß, magst ihn mit Scham besehen,
Doch trägt er nur dein Prunkgebäud' und dich!

„Und beugt der Unsern Einer auch dem Quelle
Sein Haupt, zur Weih' in Eures Glaubens Bund;
Meint ihr, ihn lockt des Paktol's reinre Welle?
Ich mein', er ahnt das Körnlein Gold am Grund!

„Ha, jauchze nur, o Petrus, wenn gelungen
Solch Fischzug oft dem Netz in deiner Hand!
Denk' an das Krokodil und seine Jungen,
Die heimisch auch zu Wasser und zu Land!

„Und gönnst du, Christ, uns einst auch deine Fluren,
Giebst du uns Freiheit, Recht, Gesetz zurück,
Ein Krieg, den die Jahrtausende sich schwuren,
Den endigt nicht ein Friedensaugenblick!

„Hier ist mir wohl! Hier sind wir gleich, wir beiden,
Verschmäht, getreten gleich, in diesem Land!
Doch unterm Tritte selbst des schnöden Heiden
Reich' ich dir nicht zum Frieden meine Hand! — — —

„Genug der Rast! Wie labt des Schlummers Bronnen!
Laß sehn, wie die Geschäft' am Grab dort stehn! —
Kauft Goldmonstranzen, Rosenkranz, Madonnen!
Kauft Kreuze, schmucke Kreuze, blank und schön!"

— — — —

Wir gehen zu Anastasius Grün's gesammelten Gedichten über, welche im Jahre 1837 zum ersten Male, seit jener Zeit indeß in einer ganzen Reihe neuer Auflagen im Verlage der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen sind. Wir wollen nicht unterlassen, hier in unserm wie gewiß vieler Anderer Namen der Weidmann'schen Buchhandlung zu danken, daß sie bei der Herausgabe der Grün'schen Schriften durch Stellung eines mäßigen Preises auch auf minder bemittelte Freunde des Dichters Rücksicht genommen, und es denselben nicht so schwer gemacht hat, sich in den Besitz jener Schriften zu setzen. Es wird eine solche Rücksicht leider nur zu selten gefunden, obschon die Vernunft und Billigkeit sie immer und immer gebietet, und hat, um nur eins anzuführen, die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart erst neuerdings wieder die Lenau'schen Dichtungen zu den alten, enorm hohen Preisen ausgegeben. Die Weidmann'sche Buchhandlung in Leipzig hat dagegen die Preise der Grün-schen Dichtungen durchschnittlich ganz mäßig gestellt; wir machen ganz besonders darauf aufmerksam, und

empfehlen unsern Lesern die Grün'schen Dichtungen zu eigener Anschaffung u. s. w. hiermit ganz besonders.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu den Inhalt der gesammelten Gedichte Anastasius Grün's zurück.

Die Sammlung ist in hohem Grade werthvoll, sie trägt alle guten Eigenschaften des Dichters, deren wir bereits so viele erwähnten, an sich. Die edelste Gesinnung, reine Sittlichkeit, prachtvolle poetische Malerei, überraschender Inhalt, dabei, wo sie nöthig ist rücksichtsvolle Offenheit sind die Tugenden dieser reichen Sammlung von Gedichten, deren Fehler zu nennen uns unmöglich sein würde, denn wir haben keine auffinden können. Wir können aus den so zahlreichen Gedichten nicht das eine oder das andere als besonders werthvoll herausheben; es muß ein Jeder jedes lesen, Grün's Gedichte müssen nicht minder als die Gedichte Uhlands in den Händen Jedermannes sein. Um aber wenigstens unsern Lesern in etwas die poetische Weise Grün's anzudeuten, haben wir ein Paar jener Gedichte ausgewählt, die uns charakteristisch erschienen sind, und lassen wir dieselben hier als Proben folgen.

Bestimmung.

Als der Herr die Ros' erschaffen,
Sprach er: du sollst blühn und duften.
Als er hieß die Sonne werden,
Sprach er: du sollst glüh'n und wärmen!

Als der Herr die Lerch' erschaffen,
Sprach er: flieg' empor und singe!
Als geformt des Mondes Scheibe,
Sprach er: rolle hin und leuchte!

Als der Herr das Weib erschaffen,
Sprach er zu ihr: du sollst lieben!
Aber als er dich erschaffen,
Hat er wohl dies Wort vergessen.

Denn wie könntest du sonst sehen
Mond und Sonne glüh'n und leuchten,
Rosen duften, Lerchen steigen,
Ohne selber doch zu lieben?

Die Brücke.

Eine Brücke kenn' ich, Liebchen,
Drauf so wonnig sich's ergeht,
Drauf mit süßem Balsamhauche
Ew'ger Frühlingsodem weht.

Aus dem Herzen, zu dem Herzen
Führt der Brücke Wunderbahn,
Doch allein der Liebe offen,
Ihr alleinig unterthan.

Liebe hat gebaut die Brücke,
Hat aus Rosen sie gebaut!
Seele wandert drauf zur Seele,
Wie der Bräutigam zur Braut.

Liebe wölbte ihren Bogen,
Schmückt' ihn lieblich wundervoll;
Liebe steht als Zöllner droben,
Küsse sind der Brückenzoll.

Süßes Mädchen, möchtest gerne
Meine Wunderbrücke schaun?
Nun es sei, doch mußt du treulich
Helfen mir, sie aufzubaun.

Fort die Wölkchen von der Stirne!
Freundlich mir in's Aug' geschaut!
Deine Lippen leg' an meine:
Und die Brücke ist erbaut.

Im Bade.

Ach, könnt' ich die Welle sein,
Wie freut' ich mich so!
Doch könnt' ich die Quelle sein,
Wär' doppelt ich froh!

Könnt' ich die Welle sein,
Hüpft' ich mit frohem Sinn,
Wo sie im Bade weilt,
Rasch zur Geliebten hin;
Hätte sie schnell ereilt,
Wogte mit stillem Gruß
Rasch um den lieben Fuß,
Blähte mich stolzer dann,
Schwölle und stieg hinan
Bis an des Busens Rund,
Bis an den Purpurmund,
Grüßte und küßte sie,
Kos'te und neckte sie,
Und sie erlitt' es gern,
Glaubt' ja, ich seh' es nicht,
Glaubt' mich ja fern!

Könnt' ich die Quelle sein,
Ganz nach Verlangen
Wäre sie mein;
Liebend umfangen
Wollt' ich die Holde,
Aber so bald nicht
Ließ' ich sie los.
Dann zu dem Herzchen
Rauscht' ich empor,
Pochte und schlüge
Rege daran,
Pochte und früge
Liebend mich an. —
Dann zu den Händen
Wogt' ich dahin;
Jegliches Ringlein,
Das sie als fremder
Seligkeit Pfand
Trägt an der kleinen
Blendenden Hand,
Wollt' ich ihr raubend
Tief in der Wogen
Nächtliche Brandung
Heimlich verbergen;
Rauschte zur Hand dann
Wieder hinan
Und nur mein Ringlein
Ließ ich daran.

Ungleicher Tausch.

Alpensöhne, frei und bieder,
Wenn in unsre Städt' ihr wallt,
Jauchzt ihr auch das Lied hernieder,
Das auf euren Bergen hallt.

Wollt auch unsern Augen bieten,
Was auf euren Alpen blüht:
Rosen auf den grünen Hüten
Und wohl Rosen im Gemüth.

Jetzt, da ich erklommen habe
Eurer Berge Hochgebiet,
Bring' auch ich euch würd'ge Gabe?
Kranz für Kranz, und Lied für Lied?

Blumen mag ich zwar auch bieten,
Aber frostig, steif und kalt,
Wie der Winter solche Blüthen
Höhnend uns an's Fenster malt.

Kranz um Kranz auch mag ich tauschen,
Aber dürr und ohne Duft,
Knisternd wie Cypressenrauschen
An gestorbner Hoffnung Gruft.

Denn des Thals Gedanken drängen
Sich um mich hier oben auch,
Und als eis'ge Blumen hängen
Sie sich rings an Fels und Strauch.

Auf der Bank der Alpenhütte
Sitz' ich nun zur Abendrast,
In der grünen Triften Mitte,
Schönste Hirtenmaid, dein Gast.

Stolz sehn dort die Tannen nieder,
Ihr Gewand vertauschend nie!
Freiheitdurst'ge Waffenbrüder,
Haltet Farbe, so wie sie!

Fällt auch eine gleich von diesen
Hier und dort der Aexte Spiel,
Ist's vom Haupt des Bergesriesen
Nur ein Haar, das ihm entfiel.

Seht den Quell Demanten stäuben
Im Gebirg', wo frei er fleußt,
Doch verdämmt nur Mühlen treiben! —
Stäub' Demanten, Menschengeist!

Ha, wie fest die Sennenhütte,
Steinbeschwert, im Sturm sich hält!
Seht's ihr Bauherrn, die zum Kitte
Eures Baues Blut ihr wählt.

Seht auch dort das Bergschloß schimmern,
Dessen Mörtel lautrer Wein!
Wollt ihr auch so dauernd zimmern,
Nehmt auch Kitt, so frisch und rein!

Horch, ein Knall! die Felsenadern
Dort am Bergwerk sprengen sie!
Pulver sprengt wohl einzle Quadern,
Doch ein Volk von Felsen nie!

Stolzen Haupts im Silberstrahle
Stehn die Riesen unbesiegt,
Während etwas Staub im Thale
Ihnen von den Sohlen fliegt!

Adler, hoch im Blau dich wiegend,
Lieblingsbild im Fürstentraum,
Doppelt ihrem Stolz kaum gnügend
Und erreicht doch einfach kaum!

Thier, flieg' in die Sonnenauen,
Laß im Staub den Menschen gehn!
Doch ein Lamm in deinen Klauen!
Ha, war's also zu verstehn? —

Ferne Abendglocken singen
Frieden in's Gebirg herein,
Und die Alpenhörner klingen
Und die Blumen nicken ein.

Glocke voll der Zauberklänge,
Menschenwort! — O daß so schön
Frieden durch das Thal es sänge,
Wo der Menschheit Hütten stehn!

Guten Abend, schöne Dirne,
Ei und bringst du Röslein mir?
Eine Maid mit heitrer Stirne
Ist die Freiheit auch, gleich dir!

Ach, wann wird sie Rosen pflücken
Aller Welt, so wie du mir?
Wann die Welt in's Aug' ihr blicken
Ach so gerne, wie ich dir?

Alpenblümlein rings im Moose,
Ei, was sagt denn ihr dazu?
Alpendirnlein, schön und lose,
Und was meinst denn du?

Begrüßung des Meeres.

Unermeßlich und unendlich,
Glänzend, ruhig, ahnungschwer,
Liegst du vor mir ausgebreitet,
Altes, heil'ges, ew'ges Meer!

Soll ich dich mit Thränen grüßen,
Wie die Wehmuth sie vergießt,
Wenn sie trauernd auf dem Friedhof,
Manch' ein theures Grab begrüßt?

Denn ein großer, stiller Friedhof,
Eine weite Gruft bist du,
Manches Leben, manche Hoffnung
Deckst du kalt und fühllos zu;

Keinen Grabstein wahrst du ihnen,
Nicht ein Kreuzlein schlicht und schmal,
Nur am Strande wandelt weinend
Manch ein lebend Trauermal. —

Soll ich dich mit Jubel grüßen,
Jubel, wie ihn Freude zollt,
Wenn ein weiter, reicher Garten
Ihrem Blick sich aufgerollt?

Denn ein unermeßner Garten,
Eine reiche Flur bist du,
Edle Keime deckt und Schätze
Dein kristallner Busen zu.

Wie des Gartens üpp'ge Wiesen
Ist dein Plan noch glatt und grün,
Perlen und Korallenhaine
Sind die Blumen, die dir blühn.

Wie im Garten stille Wandler
Ziehn die Schiffe durch das Meer,
Schätze fordernd, Schätze bringend,
Grüßend, hoffend, hin und her. —

Sollen Thränen, soll mein Jubel
Dich begrüßen, Ozean?
Nicht'ger Zweifel, eitle Frage,
Da ich doch nicht wählen kann!

Da doch auch der höchste Jubel
Mir vom Aug' als Thräne rollt,
So wie Abendschein und Frühroth
Stets nur Thau den Bäumen zollt.

Zu dem Herrn empor mit Thränen
War mein Aug' im Dom gewandt;
Und mit Thränen grüßt' ich wieder
Jüngst mein schönes Vaterland;

Weinend öffnet' ich die Arme,
Als ich der Geliebten nah;
Weinend kniet' ich auf den Höhen,
Wie ich dich zuerst ersah.

Der Deserteur.

Auf der Hauptwacht sitzt geschlossen
Des Gebirges schlanker Sohn,
Morgen frühe wird erschossen,
Der dreimal der Fahn' entflohn.

Heute gönnten mit Erbarmen
Sie ihm Wein und Prasserkost;
Doch in seiner Mutter Armen
Giebt und nimmt er letzten Trost:

„Mutter, seht die närr'schen Leute
Heischten Treu' und Eid mir ab,
Die ich doch, und nicht erst heute,
Meiner lieben Sennin gab!

„Soll mein Blut dem Fürsten geben,
Mag wohl sein ein guter Mann;
Guter Mann, nicht wollt mein Leben!
Was blieb euch denn, Mutter, dann?

„Eures Hauptes Silberflocken,
Acker schirmen, Hof und Haus,
Und der Liebsten gold'ne Locken,
Füllt's nicht schön ein Leben aus?

„Hoch, von langen Stangen wallten
Fetzen Tuchs, drauf sie recht fein
Ein geflügelt Raubthier malten;
Und da sollt' ich hinterdrein!

„Dem Gevögel, Adlern, Geiern,
War ich doch mein Lebtag gram!
Schoß manch einen, der zu euern
Und der Liebsten Heerden kam!

„Ueber eine blanke Schachtel
Spannten sie ein Eselsfell:
Welch' Gedröhn, statt Lerch' und Wachtel
Die im Korn einst schlugen hell!

„Trommellärm trieb mich von dannen,
Alphorn rief mich zu den Höhn,
Wo die grünen duft'gen Tannen,
Meine ächten Fahnen, wehn!

„Unserm Küster lauscht' ich lieber
Mit dem tapfern Fiedelstrich,
Während vom Gebirg herüber
Süßer Klang mein Ohr beschlich!

„In zweifarbig Tuch geschlagen,
Knebelten mich Spang' und Knopf;
Einen Höcker sollt' ich tragen
Und als Hut solch' schwarzen Topf!

„Besser läßt, das sieht doch Jeder,
Mir der grüne Schützenrock,
Auf dem Hut die Schildhahnfeder,
Stutzen auch und Alpenstock!

„Wachtstehn sollt' ich Nachts vor Zelten!
Lullt mein Wachen sie in Ruh?
Legt der Herr den mir geschmälten
Schlummer wohl dem ihren zu?

„Besser als durch mich geborgen
Stellt' in Himmelsschutz ich sie;
Und vor Liebchens Haus am Morgen
Stand als Ehrenwacht ich früh.

„Morgen, wenn die Schüsse schüttern,
Mutter, denkt, daß fern von euch,
Im Gebirg bei Hochgewittern
Mich erschlug ein Wetterstreich!

„Besser will mir's so behagen!
Kann doch auf den Lippen treu
Euren, ihren Namen tragen,
Wie der blühendsten Rosen zwei!" —

Und der Morgen stieg zur Erde;
Unter laub'gem Blüthenbaum
Ruht die Sennin; ihre Heerde
Weidet rings am Bergessaum.

Horch! im Thalgrund Büchsenknalle,
Daß, aus seinem Morgentraum
Aufgeschreckt vom rauhen Halle,
Bang und zitternd lauscht der Baum!

Daß ihm's aus der Krone rüttelt
Blüthenflocken taumelnd hin,
Tropfen Thau's, wie Thränen schüttelt
Auf das Haupt der Sennerin!

Und entsunken sind zur Stunde
In dem Thale, grün und frei,
Einem rothen Jünglingsmunde
Wohl der blühndsten Rosen zwei.

Die Sünderin.

Einsam liegt ein Häuschen abgelegen,
Hart am Meer, das an die Wände braust,
Daß sie ewig zitternd sich bewegen,
Wie so manches Herz, das drinnen haust.

Dieses niedre Pförtlein, wills nicht deuten,
Daß nur Niedres ungehemmt hier zieht,
Doch der Reinheit Kranz, beim Drüberschreiten,
Leicht vom Haupt sich abstreift und verblüht?

Denn ein Tempel ist's, der Sünd erschlossen! —
Und doch seht, wie glänzt das Frühroth drauf,
Daß er, wie aus reinem Gold gegossen,
Ragt als heilger Sonnentempel auf!

Horch, des schmalen Fensters Flügel klingen!
Und es blickt, mit welkem Busenstrauß,
Fahlem Kranz und schlaffen Lockenringen,
Eine Priestrin dieses Doms heraus.

Blaß sind ihrer Wangen kalte Flächen,
Wie des Richters weißes Pergament,
Das des Schuldigen geheimst Verbrechen
Und zugleich sein strenges Urtheil nennt.

Wie so matt die trüben Augen schimmern,
Fast wie Kerzen, über Nacht gebrannt,
Die nun kärglich, fahl und müde flimmern,
Seit der goldgelockte Tag erstand.

Blumen prangen dort in bunten Farben,
Die begießt sie jetzt, daß fort sie blühn; —
Wenn im Herzen schon die Blumen starben,
Läßt man gern sie vor den Fenstern glühn.

Zwischen Rosen, Ampeln, Engelchören
Steht ein Bild der Himmelskönigin;
Dort der ew'gen Lampe Glut zu nähren
Bringt sie Oel, wie Vestas Priesterin!

Neue Blumen geht sie jetzt zu pflücken,
Zwei Gewinde fügt sie tändelnd draus,
Einen Kranz, Mariens Haupt zu schmücken,
Für sich selbst dann einen Blumenstrauß.

Scheints nicht reinstes Hochgefühl des Weibes,
Das so arglos hier mit Kränzen spielt,
Weil es selbst den Schooß des eignen Leibes
Einen Heiland werth zu tragen fühlt?!

Künstlich schminkt sie nun die blassen Wangen,
Und doch nenn ich Schamroth dieses Roth,
Denn sie läßt es auf dem Antlitz prangen,
Ach, aus Scham, daß es so blaß und todt!

Nun das rosge Haupt sie laß und lose
In die weißen Hände niederbeugt,
Scheints nicht eine müde Purpurrose,
Auf zwei Nachbarlilien hingeneigt?

Und so starrt sie schweigend in die Welle,
Unter ihr schlägt wild die Brandung an,
Aber fern ist Frieden, Tageshelle,
Heitre Ruhe, ebne Spiegelbahn.

Und so späht sie starr durch Luft und Wogen
Nach dem längst erloschnen Morgenstern,
Fernhin, wo die weißen Segel zogen,
Ihrer Unschuld Bild, so weiß — so fern!

Weint sie nicht? — Kind wein ins Meer nur nieder!
Dieser Perlen-Schrein wird doch nie leer,
Deine Augen füllen bald sich wieder,
Und an Perlen reicher wird das Meer.

Schimmre fort, du rosge Morgenröthe,
O verklär ihr fort das Angesicht! —
Ha, inmitten ihrer Blumenbeete
Wie verklärt sie steht, wie rein, wie licht!

Und sie ist nur eine welke Blume
Von der Paradiesesrose: Weib,
Trümmer nur vom schönsten Heiligthume,
Ach, ein tiefgefallen, sündig Weib!

Und doch könnt' ich knieen hier und beten,
Beten, weinen, wie vor Heilgen schier!
Eine Rose liegt am Weg zertreten,
Und ein ganzer Himmel wohl mit ihr.

Drei Walhalla-Nichtgenossen.

— — Dann wird der Bayerfürst seinen Wappenschild daran aufhängen und Niemand wissen, was es zu bedeuten hat.

Grimm, deutsche Sagen.

O deutscher Ruhm, wärst du die Glocke rein,
Am Thurm der Eintracht hängend hoch im Frei'n,
Glücksel'ge Hand, die diese Glocke rührt!
O deutsche Kunst, wärst du die Muse frei,
Dein schöner Leib entstellt nicht von Livrei,
Von Banden deine Flügel nicht umschnürt!

Die deutsche Kunst hat jüngst am deutschen Strom
Dem deutschen Ruhm gebaut den griech'schen Dom,
Walhalla! Große Todte hat gesellig
Ein deutscher Fürst in's Haus am Stauf geladen,
Deß Marmorsäulen jetzt im Mondlicht baden
Und sich im Strome spiegeln selbstgefällig;
Kein Schmeichler ist der Strom, im Spiegel schimmert
Der stolze Bau zerschwankend und zertrümmert. —
Wer deutsche Größen richtend wägt und mißt,
Deß Herz sei groß und stark wie Deutschland ist,
Den Strahlenkranz des Ruhmes zu ertragen
Auch jener Größen, die ihm Wunden schlagen!

Ha Mitternacht! Fernher verhallen träge
Vom Thurm der alten Stadt zwölf Glockenschläge.
In langem Zug gespenstig, feierlich
Empor die breiten Tempelstufen schreiten
Des Fürsten Gäste, Trachten aller Zeiten;
Die Einen strecken, Andre bücken sich.
Daß Kleinheit dreist zur Größe sich bequeme,
Daß höh'rer Wuchs die Niedern nicht beschäme.
Der Zug ist eingetreten in die Hallen
Und rasselnd sind die Pforten zugefallen.

Vorm Thor drei Männer blieben ausgeschlossen:
Wer rief sie her, wenn sie nicht Ruhmgenossen?

Der Erste ist ein Mönch, aufrecht von Gang,
Breitschultrig, ferngesund, von ehrnen Knochen,
Ein Recke, der zum Mummenschanz gekrochen
In's Klosterkleid; er trägt es wohl nicht lang.
Erstarkt zum Waffenspiel schwingt seine Hand
Die Bibel wie ein Schwert, hält sie umfahn
Wie ein Panier, auf dessen Fahnenband
Sein Spruch: „Das Wort sie sollen lassen stahn!
Mit seinem Buche klopft er an die Pforten
Und läßt vernehmen sich in solchen Worten:
„Die schlimmsten Ketten, die mein Volk getragen,
Wahnglaubens Ketten hab' ich stolz zerschlagen,
Dreiköpf'gen Höllendrachen kühn zertreten,
Der sich in dreifach Kronenband vermummt;
Dem deutschen Wort, dem Seraph gramverstummt,
Löst' ich die Zung' und lehrt' ihn singen, beten
Und reden treu die Sprache der Propheten.
Nur halbes Ernten gab der reiche Same,
Zerspalten hat mein Volk der Streit um Garben,
Der Riß ging durch mein Herz, noch trägts die Narben!
Thut auf! Martinus Luther ist mein Name!"

Der Zweite ist ein Fürst im Kronenglanz,
Durch seine Adern rollt gemischtes Blut,
Die Zähheit Habsburgs und französ'sche Glut,
Jedoch das große Herz blieb deutsch und ganz.
Mit seinem Scepter klopft er an die Pforten
Und läßt vernehmen sich in solchen Worten:
„Was jener Mönch begann, wollt' ich vollenden

Und selbst beginnen, was er noch nicht ahnte;
Manch Wundmal noch an alte Ketten mahnte,
Ich wollt' es heilen mit barmherz'gen Händen,
Wie Christ hab' ich vom Kreuze meiner Throne
Gepredigt Duldung, daß die Spaltung weiche;
Geweckt die Todten, des Gedankens Leiche,
Und ihn bestellt zum Hüter meiner Krone
Und ihn zum Herold deutschen Ruhms berufen;
Den Pflug, den ält'sten Siegeswagen, lenkte,
Befreit, bekränzt, ich durch des Landmanns Hufen,
Drauf gern ein volles Segensmeer ich senkte.
O klein und schwach Gefäß, durch das ich's leite,
O kurzes Leben, ich erfuhr's mit Schmerzen!
Thut auf! Ich bin genannt Joseph der Zweite,
Der Erste doch in meines Volkes Herzen!

Ein Bauer ist der Dritte, derb und feist,
Gutmüth'gen Mund von schwarzem Bart umkreist,
Die Büchse auf sein Lodenwamms geladen;
Sah man ihn so vor sich, man glaubte dreist
Sein Werth und größt' Verdienst lieg' in den Waden.
Doch trägt ein Banner er, ich kenn' es wohl,
Das ist der Felsenadler von Tirol.
Mit seinem Kolben klopft er an die Pforten
Und läßt vernehmen sich in solchen Worten:
„Sah ich nicht dort die Rütlimänner gehn?
Ich that wie sie, bei ihnen will ich stehn!
Ich bin kein beßrer Mann als alle Andern,
Doch Einer muß für alle Brüder wandern;

So wird ein schlichter Stein Schlußstein der Halle,
Ein einfach Blatt zum Wipfel über alle.
Kein Einzler komm' ich, nein, ein Heldentausend,
Ein Heer von Männern, angeschwollen brausend,
Das rettend in sein Felsenschloß getragen
Den deutschen Ruhm in schmachvoll düstern Tagen,
Und leuchtend ihn bewahrt in Ungewittern
Als Deutschlands Odem nur ein knechtisch Zittern.
Hat unser Rohr manch' Deutschen hingebrannt,
Was trug der Schelm französisch Knechtgewand!
Wie hier ich steh', stand ich auf Mantuas Walle,
Und bot dem Blei die Brust, Einer für Alle.
Thut auf! Es pocht Tirol, das Heldenland,
Statt aller Einer nur, der Wirth vom Sand!"

Unfern ragt ein Gerüst von seltnem Bau,
Ein Richtmaß scheint's, Rekrutenwuchs zu proben;
Der Pfahl trägt Landesfarben, weiß und blau
Und Aufschrift gothisch auf der Tafel oben:
„Allhier Walhallagrößen seiend Messung,
Doch bayrisch-deutschen Maßstabs Nichtvergessung!"

Es winkt ein Mann, gutdeutsch genannt Gensdarm,
Den Drei'n zu treten an des Maßstabs Arm.
Der Ordensmann will, ein bescheidner Weiser,
Den Vortritt gönnen gern dem großen Kaiser;
„Ecclesia praecedit!" spricht galant
Der Fürst, ihm freundlich winkend an den Stand.

An's Maß tritt Luther, ha, es wankt dem Schritt,
Doch eine Stimme ruft: „Zu groß, zu groß!"
Die Pforte fest in Riegel ruht und Schloß.
Da kehrt der Mönch gen Nord mit festem Tritt:
„Lebt wohl! Gen Wittenberg zur Grabeszelle,
Für die ich klein genug, will heim ich kehren,
Und meditiren in Gedankenhelle,
Und beten heiß für meines Volkes Ehren."

An's Maß Josephus jetzt, der Kaiser, tritt,
Doch eine Stimme ruft: „Zu fein, zu klein!"
Da lenkt der Kaiser ostwärts seinen Schritt:
„Für Völkergröße, traun, macht' ich mich klein.
Lebt wohl! Zu Wien, in meines Volkes Mitten,
Die Klostergruft will ich mit Heimweh grüßen
Und wieder ruhn zu meiner Mutter Füßen,
Lauschend, wie sie mir jetzt im Bild abbitten."

Dem Maß beugt Hofer nun sein starr Genick,
Doch eine Stimme ruft: „Zu dick, zu dick!"
Da kehrt der Sandwirth um auf Südens Wegen:
„Schier etwas dick war's, doch nicht dick genug,
Die Feind' und Gleißner alle wegzufegen!
Dick aufgetragne Farben: Felsenflug,
Und Pulvernebel, Hiebe, Kugelregen!
Ade! Auf's Neu' bezieh' ich heimathfroh
Mein alt Quartier: derzeit unwissend wo."

Lubomirski.

Schweigend durch der Straßen Leere
Zog Fürst Sobieski ein,
Der zerstäubt der Türken Heere,
Treues Wien, dich zu befrei'n!

Schweigend Polens Edle zogen,
Hoch zu Roß, um ihren Herrn,
Wie ein farb'ger Regenbogen
Um den hellen Abendstern.

Trüber Sieg voll Bruderleichen!
Perle, deren Taucher sank!
Erntefest nach Hagelstreichen
Ohne Lied und Tanz und Schwank!

Schweigend reiten die Genossen:
Nur den Winkeln eines Munds
Will schon Lust und Scherz entsprossen,
Frühe Blumen üpp'gen Grunds!

Lubomirski war's, von dessen
Aug' im Heer die Sage blüht,
Daß ihm Thränen nie entflössen,
Heiter stets wie Sonn' im Süd.

Jeden Schmerz konnt' er verscheuchen
Durch ein lustig Zauberwort,
Wie den Moder man der Leichen
Mit dem frischen Kranz umflort.

Jedem Unheil konnt er wehren,
Fröhlicher Gedank' es zwang,
Wie zum Tanz den Grimm des Bären
Wandelt der Masurka Klang.

Er begrüßt die wohlbekannten
Straßen rings, die Hochschul' dort,
Der ihn einst die Eltern sandten
Als der Weisheit sichrem Port.

Und er ward ihr treuster Jünger,
Doch, wie's eben kommen mag,
Auch des Tanzsaals bester Springer,
Erster Zecher beim Gelag.

Aber jetzt rings Trümmermassen,
Schutt und Asche, Schicht auf Schicht!
Blickend über Plätz' und Straßen
Jetzt der Polenjüngling spricht:

„Schönes Wien, wie arg zerschossen!
Fast zu kennen bist du nicht,
Wie wenn Pockengift durchsprossen
Eines Bräutchens hold Gesicht.

Leer an Gästen deine Schenken,
Frohsinns Tempel schönrer Zeit!
Ungestört in leeren Bänken
Lehnt jetzt Göttin Einsamkeit.

Statt des feurig goldnen Nasses,
Mild erwärmend Herz und Leib,
Quillt aus dem Versteck des Fasses
Jetzt der Wirth mit Kind und Weib.

Fahler Kranz! An leere Fässer,
Daß du keinen Durst'gen neckst,
Zier' mein junges Haupt du besser,
Drin manch lust'gen Gast du heckst!

Fiedler, Pfeiffer, Lautenträger,
Laßt ihr ohne Klang uns ziehn?
Zitterspieler, Hackbrettschläger,
Lustig Volk, wo seid ihr hin?

Manches Stücklein auf den Schanzen
Aufzuspielen frisch es galt!
Drum, käm' heut uns Lust zu tanzen,
Fehlt uns manch ein Spielmann bald.

Wo ein Musikant begraben,
Strauchelt jeder Fuß im Troß;
Wirft nur drob nicht in den Graben
Sprüchwortskundig mich mein Roß!

Göttlich war's zu schwärmen nächtlich
Diese Straßen aus und ein,
Taumelnd halb sich, halb bedächtlich
Vollern Lebensquells zu freun!

Wer mag jetzt bei Nacht durchwallen
Dieses Friedhofs Schutt und Stein,
Arm und Bein sich dran zerfallen
Und die Nase rennen ein!?

Hohe Schule, deine Hallen
Sind gesperrt, verrammelt gar,
Thatest nie mir den Gefallen
Sonst als eben recht mir's war!

Nehmt, ihr grasbewachsnen Thüren,
Oeden Säle, meinen Gruß!
Wo Karthaunen laut dociren,
Wohl die Weisheit schweigen muß.

Musensöhne, statt zu plagen
Euch da drinnen mit Latein,
Habt ihr euch gut deutsch geschlagen
Draußen auf dem Wall im Frei'n!

Dort zum vierten Stockwerk lange,
Doch umsonst mein Auge blickt,
Ob, wie einst, vom Fensterhange
Lieblich nicht mein Röslein nickt?

Steil zu klimmen war's zur Rose,
Blühte etwas hoch, fürwahr!
Ei es war die schöne, lose
Wohl ein Alpenröslein gar!

Mußt ihr zart Gesicht erblassen?
Schmückt sie eine andre Au?
War der Sturm, der diese Straßen
Durchgefegt, ihr nicht zu rauh?

Schönes Wien, leg' ab die Trauer,
Nicht zum Weinen taugt dein Blick!
Trag' auf deine Trümmermauer
Das Panier der Lust zurück!

Sangvoll wiegend im Behagen
Ueber dir im Sonnenschein
Will ich nach so trüben Tagen
Deine erste Lerche sein!

Deines blätterlosen Haines
Erstes grünes Zweiglein hell!
Deines Schutt- und Felsgesteines,
Erster, freud'ger Springequell!" —

Also sprachst du, heitrer Pole;
Längst vermodert ist dein Herz,
Längst schon hob aus Schutt und Kohle
Wien das Antlitz sternenwärts.

Sieh, voll Rosen auf und nieder
Jeglich Stockwerk jetzt und Haus!
Denn die Rosen und die Lieder
Heißt es, gehn in Wien nie aus.

Straßen blinkend voll Palläste!
Keller voll von süßem Wein!
Schenken voll Musik und Gäste!
Darfst um uns besorgt nicht sein.

Doch zur Ferne sieh, nach deinem
Armen, schönen Vaterland,
Und du lernst im Grab das Weinen,
Das du lebend nie gekannt.

— — — — — —

Das nächstfolgende Werk Grüns war das Gedicht „Nibelungen im Frack", welches im Jahre 1843 erschien. Es war eine eigenthümliche, unerwartete Erscheinung, dieses Buch mit seinem befremdenden Inhalt. Befremdend war aber dieser Inhalt, weil Grüns Muse in den „Spaziergängen" und dem „Schutt" das im „Letzten Ritter" zuerst betretene Feld der Poesie völlig verlassen zu haben schien; und diese „Nibelungen im Frack" gehörten doch gar nicht zu den „Spaziergängen" und zu „Schutt", sie waren durchaus nur dem „Letzten Ritter" anzureihen. Der Inhalt der „Nibelungen im Frack" war die Leidenschaft, welche der Herzog Moritz Wilhelm, Administrator von Merseburg (1688—1733) zur Baßgeige hatte; die Form ist der Nibelungenvers. Das Thema ist keinenfalls ein glücklich gewähltes zu nennen; hat auch der Dichter Humor und Satyre genug daran verwendet, hat er auch eine Art persönlichen Verhältnisses zu seinen Gegnern darin mit abgefertigt, indem er die einseitig politische Poesie verdammte, so gelang es diesem Werke doch nicht, mehr als einen succès d'estime zu erreichen. Es ist schwer, aus dem Ge-

dicht eine andere als die folgende Probe auszuwählen, worin er sich an die politischen Dichter u. s. w. wendet.

Wo ist in deutschen Landen ein Reich, ein Völkerherz
So arg gedrückt, geknechtet, daß es aufschrei' vor Schmerz?
Nur eines kenn' ich! Schweigend übt's Thaten, wie es soll,
Zum Siegeslied sein Schweigen, zum Märtyrthume wird sein Groll.

Doch vorwärts geht's allüb'rall, wo's sonst noch rückwärts wich,
Und geht's auch etwas langsam, so geht's doch, wo's erst schlich;
Und geht's nicht zum Entzücken, ist doch zu zagen nimmer,
Und geht's auch nicht mit Dampfkraft, gibt's doch nicht Explosion und Trümmer — —

Es kreucht Gewürm: Notizen, und spinnt das Blatt entlang;
Spinnt weiche Seide die Raupe! Nein, blanken Namen den Strang!
Nun schwingt sie als Lied die Flügel. Will's nicht zu Ohr recht schallen,
Und du gehest seitab schweigend, — hui, bist eidbrüchig, abgefallen!

Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durch's Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer, trotz sondrer Kampfgenossen!
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverei'n!
Der Knecht will Unterknechte, der Freiheit selbst kein Sklav' ich sein.

Ihr wollt, der Freiheit Sänger, die eigne Mutter knechten,
Die Poesie, im Feldrock der Politik zu fechten!
Im Mondlichttraum des Waldes, o laßt die Jägerin schweifen,
Ist's Zeit, wird die Amazone nach Schwert und Chlamys zürnend greifen.

Ist's Zeit, wird Speere säen der Sämann goldner Saaten,
Unmündige Kinder nur spielen in Friedenszeit Soldaten!
Ein Tellgeschoß gilt besser, das, muß es sein, trifft Herzen,
Als Perserpfeile tausend, — Heuschrecken, die den Tag nur schwärzen!

Das Wort, das deutsche, freie, wir nimmer missen können!
Doch lernt auch Fürstenlippen ihr freies Wort zu gönnen.
Die Zeit will euch mißfallen; gefallt wohl ihr der Zeit,
Die, was sie baut, zertrümmern, und die entweih'n, was sie geweiht?

Was nennt ihr heilig? Schützen vor Eurem Hohn die
Narben,
Der Kranz den greisen Fechter? das Leichentuch, die starben?
Ihr grollt mit Gott! — der Herrgott wird wohl abmagern
vor Weh!
Entsetzt es dich, Hyäne, dein Spiegelbild zu schauen im See?

Erlösen wollt ihr die schöne, verzauberte Prinzeß,
Das rechte Wort nicht wißt ihr, und Unke bleibt sie indeß:
Ihr schleppt Gebirge Reisigs zum Feuer, — frommt es
auch?
Es strahlt als Licht in Nächten, bei hellem Tage gibt's nur
Rauch.

Der grüne Baum der Freude, ist er denn umgerissen,
Daß nur von der Trauerweide Feldzeichen wir pflücken
müssen!
Weh' uns, erkrankten Adlern, daß unsre matten Augen
Nur durch geschwärzte Gläser in's Sonnenauge zu schauen
taugen!

Du aber, Neubekränzter, wenn deines Lieds Galeere
Die höchste Wogenspitze krönt in dem stürmischen Meere
Der Volksgunst, — meinst du, sie wolle dich nun in die
Sterne heben!
Von deiner Schwindelhöhe sieh dort das Riff, und lerne
beben!

Und hat des Riffs Gekose dein Schiffsgebälk zerschlagen,
Nur Muth! — Ein Bret wird landwärts dich und den
Lorbeer tragen;
Ein neues Floß dir zimmre, kühn kreuze durch die Meere,
Doch steure besser, wahre getreuer deiner Flaggen Ehre! —

— — — — —

Grün's auf die „Nibelungen im Frack" folgendes Werk, das neueste, womit er die deutsche Literatur beschenkte, erschien im Jahre 1850 im Verlage der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig, und heißt der „Pfaff vom Kahlenberg." Der Verfasser nennt es ein ländliches Gedicht; es ist eine Art Idylle, indeß durchzogen von denselben poetischen Tönen, welche wir bei Grün so vielfach finden, dem Sehnen nach Freiheit, wie sie dem verlangenden Dichterauge erscheint.

Das Buch ist Nicolaus Lenau gewidmet — „eine Lerche der Freiheit besingt hier eine Nachtigall, die

derselben Gottheit gedient, aber im dunkeln Gram des verworrenen Herzeleids, schon bevor die Sonne des Lichts über Oestreich anbrach, qualvoll ermüdete und an sich irre verstummte. Lenau's Liederseele ist gestorben und sein Leib lebt weiter. Das nennen die Leute schrecklich. Noch schrecklicher aber wär's, wenn die allzuweiche, musikbetäubte Seele nicht am eignen Harm, sondern am Lärm einer wahnwitzig gewordenen Welt irre und wahnsinnig geworden wäre. A. Grün preist den bewußtlosen Dichter glücklich, daß er mit dem Glauben an das Lichtbild der Freiheit sein Auge in Nacht getaucht; die Schattenbilder und die Schrecknisse, mit denen sich die Freiheit im Gewühl wilder Völker Raum gebrochen, ist ihm entzogen geblieben." So schrieb ein Kritiker in dem Journal „Europa." — Die Widmung an Lenau ist außerordentlich schön, wenn auch ein Paar Verse dem Dichter manchen Gegner gemacht haben mögen. Die ersten Strophen deuten in köstlichen Versen die Seelenverwandtschaften an, welche zwischen beiden Dichtern herrschte:

Dein Banner warf tiefschwarze Seide,
Ich schwang ein rosenfarb Panier;
Sie standen nicht genüber! — Ihr,
Die beide wob, senkten sich Beide.

Wir folgten ihren leisen Spuren
Bis in der Vorzeit dunklen Schacht,
Du durch die blut'ge Glaubensschlacht,
Ich durch beglück'tre Alpenfluren.

Du sahst Sie über Schwerterbrücken
Und durch der Trauer Pforten nahn;
Mir wies der Frühling Ihre Bahn
Im Feld, im Wald, auf Bergesrücken.

. . . .

Du mochtest gern dein Ohr mir neigen,
Du liebtest einst dies Lied im Keim;
Sei einst vollbracht der Guß in Reim,
Gelobt' ich's, Edler, dir zu eigen. —

Als Proben der frischen erquickenden Dichtung sollen folgende Bruchstücke zu seiner weiteren Empfehlung dienen.

Bruchstück aus „Weinlese."

Ein Knabe sitzt am Weg im Staube
Und läßt sich munden eine Traube.

Ein schlichtes Bild, und doch zugleich
Wie deutungsschwer und farbenreich!

Um's Knabenantlitz fließt ein Glanz,
So seelenfroh, daß der Genuß
In Andacht sich verklären muß;
Die Traube wird zum Rosenkranz,
Die Beeren dran zu rundgedrehten
Korallenreihn; er will ihn ganz
In frommer Gier zu Ende beten. —
Das Träublein in des Knaben Hand
Hält eine reiche Welt umspannt;
Dem Auge, das die Freude weiht,
Sind all' die Beerlein saftighelle,
Freudvolle kleine Weltenbälle,
Vom Freudengeist in Eins gereiht;
Ein Seraph, der die Sonnen pflückt,
Ist seine Hand, auf sie gezückt;
Doch hat er abgebeert die Stämme,
Lockt keiner mehr die Seraphlippe,
Dann wirft er weg die dürren Kämme,
Das freudenleere Weltgerippe. —
Die Beeren, die in reichen Kreisen
Die grünen Kämme dicht umgeben,
Sie gleichen dem Tanz vor Elfengleisen,
Die Nachts den Zauberbaum umschweben;
Jed' einzelner Kreis so regelrund,
Das Ganze ein wirrer Knäuelbund!
Den Menschengeist an eigne Bahnen
Vorbildlich will solch' Träublein mahnen,

Indem es Beer' an Beere reiht
Zum Doppelbild der Begeisterung:
Im einzlen Rund: der schöne Schwung,
Im wirren Ganzen: die Trunkenheit!
Die Traube trägt im engen Schooß,
Im kleinen Maaß ihr künftig Loos,
Denn jede Beere ist ein Faß,
Vollauf gefüllt mit goldnem Naß;
Die naschenden Insekten hängen
Am Rand, vom süßen Born zu nippen,
So werden einst die Becherlippen
Sich um die vollen Tonnen drängen;
Die Traube wölbt sich rund zum Keller
Voll süßer Fäßlein Muskateller.
Wenn je dein Aug' das große Faß
In Neuburg's Klosterkeller maß,
Ist Hebrons Segen dir kein Wahn,
Die Traube Kalebs dir kein Mährlein,
Du sahst ja selber dort das Beerlein
Der heil'gen Traube von Kanaan. —
Mich aber rührt das schlichte Bild
Im Herzensgrund mit Zaubern mild,
Ein Ahnen weckt's, das ich nicht hehle:
Es liegt im Lebenskeim der Traube,
Ein Lichtberuf, ein ew'ger Glaube
Und eine geisterhafte Seele.
Unstörbar saugt die kleinste Beere

Bei Tag, bei Nacht, bei Thau, bei Frost,
Bei Sternenschein, bei Sonnenkläre,
Des Lichtes fromme Himmelskost,
Läßt sich nicht irren Wind und Regen
Und Falterflug und Wespenheere,
Allimmersammelnd Gottessegen;
Schöpft Perlenschaum aus jeder Quelle,
Trinkt Klarheit selbst aus trüber Luft,
Schlürft aus den Blumen den feinsten Duft
Und aus der Nacht die Vollmondhelle,
Senkt tief die Wurzeln in den Schacht
Um lautres Gold, vom Gnom bewacht,
Nimmt in sich auf den Sonnengeist,
Der hoch im Feuerballe kreist,
Bis sich zu süßem Born geklärt
Die Kraft, die ihr im Kelche gährt,
Auf daß die reinste Opfergabe
Die Lippen, die da dürsten, labe.
Im kleinen Kelch welche große Lehre!
O Herz, bist du nicht wie die Beere
Und saugst aus guten, schlimmen Tagen,
Aus That und Wort, in Leid und Wagen;
Das Gute nur, das Reine, Wahre,
Das Milde nur, das Schöne, Klare,
Und klärst den stolzen Sonnengeist,
Der zündend durch die Welten kreist,
In dir zu lautrem, mildem Wein;

O glaube nicht der Kelch zu sein,
Aus dem die Zeit Genesung trinke,
Der Welt, wonach sie lechzet, blinke!
Wann alle Seelen voll der Strahle,
Dann ist gefüllt des Heiltranks Schale. —
In Herzen keimen tief und still,
Und lang und still in Geistern reifen
Muß Alles, was die Welt ergreifen,
Die Menschheit tief erquicken will.

Drum feiert wohl ein tieferes Ahnen
Im Herbst, wenn ihr die Trauben preßt,
In Freudigkeit ein rauschend Fest; —
Der eignen Weihen euch zu mahnen,
Im Priesterkelch ihr Glutborn kreist,
Des Gottesherzens Blut ist Geist!
Wo ein Beginnen soll gedeihn,
Als Zeuge steh' ein Becher Wein;
Am Fürstentag, beim Völkerbund,
Am Wiegenfest, beim Erntetanz,
Geträufelt tief zum Stein im Grund,
Geschwungen hoch vom Giebelkranz!
Es schmelzen erst an seinen Flammen
Die Freundesherzen recht zusammen;
Er darf der Lieben Grab besprengen
Und sich mit unsern Thränen mengen. —

Du Knabe dort mit deiner Traube,
Wohin entführst du die Gedanken,
Daß sie, wie Reben, aus dem Staube
Bis in den Himmel gaukelnd ranken!

List gegen List.

Im Edelhof zu Mödling wohnt
Nithart und lebt ein selig Leben,
Den Treuen hat sein Fürst belohnt
Mit Hof und Feldern, Wald und Reben;
Sein Lied, das Ohr und Herz besticht,
Es will auch blühn dem Augenlicht,
Er will's auch schreiben in die Erde;
Der schwere Pflug zur Harfe werde
Und seine Flur ein schön Gedicht.

Der Wald ist kahl, die Flur ist fahl,
Der Frost hat draußen Schnee gebettet,
Des Frühlings Sänger mit kluger Wahl
Hat sich den Lenz in's Haus gerettet.
Er sitzt zu Füßen seiner Frauen,
Ihr nimmermüd' in's Aug' zu schauen:
Das ist so hell, so warm, so licht,
Als schien' auf ihn die Maiensonne,
Das Wort der Liebe, das sie spricht,
Ist wie ein Flüstern der Wiesenbronne,
Wie Laubeslispeln auf Waldesstegen,
Ein wallender, fallender Blüthenregen.
Sein schönes Haupt sie streichelt lind,
Als kose die Locken ein Frühlingswind.

Es ruht der Wald in tiefem Traum,
Ein banges Schweigen rings im Raum,

Der Wolf nur wandelt durch die Eichen,
Der Haß nur will nach Beute schleichen.
Zum Herzog tritt der Engelmar:
„O Herr, das nenn' ich wunderbar,
An Kurzweil seh' ich dich verwaist
Und weiß dir süßen Zeitvertreib;
Durch fernes Land bist du gereist
Und kennst nicht, was die Heimath preist,
Des Landes Stolz, das schönste Weib!
Werth, als des Kaisers Braut zu wallen,
Ist sie dem Nithart zugefallen,
Sein Liedeslenz ihr wonniger Leib!"
Der Herzog spricht mit lächelndem Munde:
„Den Fehler bessr' ich, Freund, zur Stunde.
Zu Nithart eil' auf flinkem Fuß,
Mein Bote sag' ihm schönen Gruß,
Er gönne morgen uns im Früh'n
In seinem Forst die Lust zu jagen;
Und da nach edlen Waidwerks Müh'n
Ein Imbiß nicht will mißbehagen,
Mag seine Hausfrau uns nicht grollen,
Daß wir zu Gast ihr kommen wollen."

Herrn Nithart in der Seele graut,
Sobald er diesen Boten schaut:
„Ein böses Zeichen, deutend Wehe,
Brieftaube ward die schnöde Krähe!"
Zum Weibe heimlich spricht er so:
„Wir werden hohen Gastes froh,
Herr Otto will im Walde beizen;

Zum Imbiß ihn erquicke reich,
Was Hof und Forst birgt, Faß und Teich,
Mit leckrem Mahl sollst du nicht geizen.
Wie schade, daß beim Ritterspiel,
Der gute Herr einst taub sich fiel!
Drum schrei in's Ohr ihm, statt zu girren,
Laß auch sein Zürnen dich nicht irren,
Er hat die Art von allen Tauben,
Daß sie noch gut zu hören glauben."

Am Herde prasselt die Flamme hell,
Im Forste schallt der Meute Gebell;
Schon müde sind die Bratendreher,
Das Horn im Wald tönt immer näher.

Dem Fürsten wallt Nithart entgegen,
Er trifft ihn schon auf nahen Wegen.
„Begnügt Euch heut', o Herr, mit Kleinem,
Laßt Haus und Leut' Euch wohlgefallen;
Mir ward ein Weib, hold, schön vor Allen,
Nur ein Gebrechen blieb der Reinen,
Ach, daß sie taub von Kindesbeinen!
Ihr sprechend müßt Ihr huldreichst schrein,
Auch wollt ihr lautes Wort verzeihn,
Sie hat die Art von allen Tauben,
Daß taub sie auch die Andern glauben."
Frau Friederune stand an der Schwelle,
Aus lauter Kehle schmettert sie helle:
„Welch hohe Gunst so niedrem Dach!"
Rückprallt der Fürst, hintaumelnd jach,

Sein Ohrfell traf's wie Keulenhieb,
Davon ihm lang ein Sausen blieb.
Aus voller Brust er freundlich wettert:
„Viel Dank so huldigem Empfang!“
Das Haupt der Armen läutend klang,
Als wär's von Hammerschlag zerschmettert!
Ein süß Willkommen, das sie pflegen,
Sich Hammer und Keul' um's Ohr zu legen!

Treppauf, treppab die Wirthin steigt,
Bestellend sorglich Tisch und Teller,
Sie bringt manch frischen Krug vom Keller,
Handbecken reicht sie, stumm verneigt,
Sie kommt und geht, jedoch sie schweigt;
Ihr banger Geist nur heimlich sinnt:
O arme Frau, die er einst minnt,
Die ihres Herzens süße Laune
Dem Liebsten nur durch's Sprachrohr raune,
Sogar das Liebesflüstern dämpfe:
Ihr bringt's Bluthusten, Lungenkrämpfe!
O armes Reich, dein Fürst ist taub!
Weh, wer vertrauend, bittend wallt,
Sein scheu Geheimniß laut erschallt,
Dem Hof, der Stadt, dem Land zum Raub!
O armes Land, deß Herrscher taub!

Am reichen Tisch den Fürsten laben,
Anstatt der Hausfrau, ihre Gaben,
Er dankt, der Lieblichen sich neigend,

Er schmaust und zecht, doch immer schweigend;
Nur insgeheim denkt er dabei:
Geheimnißvolle Zaubermacht,
O Liebeslauschen in stiller Nacht,
Wann sich begegnen Herzen zwei,
Wo leises Lispeln, Athemzüge,
Des Herzens Schlagen, der Pulse Flüge,
Ein heimlich Knistern vom heil'gen Feuer
Verständlich spricht, je stiller, so treuer!
O armes Weib, du bist gewiesen
Aus diesen säuselnden Paradiesen!
Weh Nithart dir, dein Lenz ist taub!
Es müssen, daß die Arme sie höre,
Wie Hagel brausen die Waldeschöre,
Wie Kiesel prasseln ihr Blüthenstaub,
Mit Wetterschlägen die Knospen springen,
Die Wiesenquellen wie Sturmflut brüllen,
Die Lerchen wiehern wie junge Füllen!
Dein Lenz kann nicht mein Herz bezwingen.

Nithart sieht's froh, wie immer schneller
Der Herzog leert Pokal und Teller;
Er denkt im Stillen: Herz und Magen
Sind Freunde, die sich schlecht vertragen,
Ist Hunger groß, ist klein die Liebe;
Daß ihm's gedeih' und stets so bliebe! —
Hat Einer ein Gärtchen, fried' er's ein,
Hat Einer ein Liebchen, hüt' er's fein!

Kein Abschiedswort! Ein schweigend Scheiden
Soll des Willkommens Wunden meiden.
Verstimmt zog Otto seiner Wege,
Nie jagt er mehr in Nitharts Gehege.

Ein fernes Rosenwölkchen loht
Die Wolke, die so schwarz gedroht;
So die Gefahr auch, nun sie schied,
Verwandelt sich dem Sänger zum Lied.
Nithart sein treues Lieb umschlingt,
Die Flamme prasselt, der Sänger singt:

„Weh, Winter, du spinnst aus Eis und Schnee
Bahrtücher dem Vöglein, den Blumen, dem Klee!

Zu Köln liegt Schnee auf den Klostermauern,
In warmen Zellen die Mönche kauern.

Albertus Magnus am Fenster steht,
Das nach dem Klostergarten geht.

Da ruht gebreitet die weiße Decke,
Da starrt erfrierend die nackte Hecke;

Der Abt blickt froh, als ob ihn weide
Der Blätter Schmelz, der Blumen Geschmeide.

Den Mund des Brünnleins knebelt Eis,
Die Laube streckt ihr kristallnes Reis;

Der Abt horcht auf, als wie zu lauschen
Auf Vogelsang, auf Wasserrauschen.

Schneewolken schwer und träge schleichen,
Nordlüfte scharf wie Messer streichen;

Der Abt aufathmet, schlürfend Wonne,
Als ob er sich in Mailust sonne.

Die Brüder meinen: das viele Denken
Mag ihm den Sinn zum Irrsal lenken;

Zu Weihnacht wallt er mit seinem Buche
Im Baumgang, als ob Schatten er suche;

Und läutet's Mittag, läßt er decken
Sein Tischlein in verschneiten Hecken. —

Der Abt noch selig lauscht und späht,
Da pocht's, ein Frater vor ihm steht,

Ein Ordensmann aus der Ferne weit,
Gespiele seiner Jugendzeit,

Ein Freund, dem du erschließen mußt
All' Schmerz und Wonne deiner Brust!

Da jauchzt der Abt: „O Fest zu Zwei'n!
Wir tafeln heut im Grün, im Frei'n!"

Den Freund ein Frösteln überlief,
Er hüllte sich in den Mantel tief:

Er streift den weißen Reif aus dem Bart
Und stampft den Schnee von den Sohlen hart:

Er scherzt: „Weiß Tischzeug seh' ich zwar
Und Trinkgeräth von Kristalle klar;

Doch wird erst abgedeckt dies Linnen,
Wenn Frühlings Gaukelei'n beginnen;

Der Gaukler verschlingt, o Possenstreich!
Den Becher dann und den Trank zugleich."

Der Abt faßt stumm des Freundes Hand
Und führt ihn in das Gartenland;

Er schwingt ein Stäblein, spricht ein Wort,
Da grünt und blüht, was rings verdorrt;

Es schmilzt der Schnee da wo sie schreiten
Und Rasenpfade grün sich breiten;

Vielfarb'ge Blumen blühn in den Beeten,
Sie wandeln sorglich, keine zu treten;

Breitblättrig ranken an den Stäben
Zur Laube Feigen sich und Reben.

Da ist gedeckt ein reicher Tisch
Mit Brot und Wein, Wildpret und Fisch.

Goldlockig ein schöner Götterknab'
Wallt als Aufwärter auf und ab.

Spielleute flattern in den Zweigen,
So lieblich tönt's, wie Harf' und Geigen!

Die Lüfte lau und würzig wallen:
Da läßt der Freund den Mantel fallen;

Da thau'n die Herzen auf, da gleiten
Durch ihr Gespräch die fernen Zeiten;

Die Lebensflut sich hebt und neigt,
Wie dort der Springquell sinkt und steigt;

Aus Licht in Nacht sie wechselnd schau'n,
Wie hier aus dem Lenz in Winterau'n.

Zum Nachtisch von den Zweigen klauben
Sie duft'ge Feigen, süße Trauben.

Da mahnt der Abt: „Nicht zu vergessen
Gedeihlich bewegen nach dem Essen!"

Er führt den Freund zur Kegelbahn,
Gefegt, geglättet ist der Plan;

Aufstellt die fallenden Kegel geschwind
Ein lieb blauäugig Elfenkind. —

Ein Lebewohl! Der Fremde schied,
Da winkt der Abt, — es schweigt das Lied,

Die Halme knicken, die Blätter erbleichen,
Die Quellen erstarren, die Blumen sind Leichen.

Sein Stäblein schwingt er, sein Wort er spricht,
Eishülle deckt den Garten dicht.

Schneewolken schwer und träge schleichen,
Nordlüfte scharf wie Messer streichen.

Doch über die Winterlandschaft wallen
Des Abtes Blicke mit Wohlgefallen:

„Ruh', warmes Herz, in eisigem Siegel,
Nur ein Geweih'ter löse den Riegel!

Dem rauhen Troß, verbirg, verhehle
Das Lenzgeheimniß deiner Seele.“ — —

Hat Einer ein Gärtlein, fried' er's ein,
Hat Einer ein Liebchen, hüt' er's fein.

— — — — —

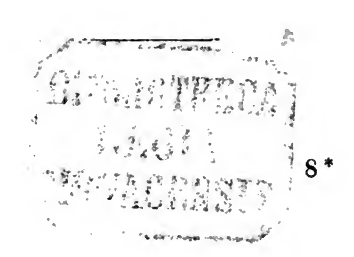
Wir haben in Vorstehendem das Wesen, die Bedeutung eines Dichters anzudeuten versucht, den Deutschland zu seinen besten zählt und immer zählen wird.

Möge der Dichter recht bald wieder unsere Literatur mit einem neuen Schatze seiner unsterblichen, so schönen, so reinen Muse beschenken. —

Zum Schluß wollen wir ein Paar Strophen hierher setzen, welche Louise von Plönnies an den Dichter richtete, die folgenden:

„Grün, wohl ist's ein schöner Name in dem deutschen Dichterreihn,
Ein Smaragd, ein edler, glänzt er in dem Kranz von Edelstein;
Grün, die deutsche Stromeswelle, die dem lieben Vaterland
Manche Perle rein und helle schon getragen an den Strand.

Grün die Eiche, so die Wurzel in den deutschen Boden gräbt
Und die Zweige jung und kräftig in das Morgenroth erhebt.
Grün die Saat und grün die Rebe, die im Lichte reift zu Gold,
Grün der Lorbeer, welcher ewig Grün des Dichterrs Ehrensold.
Grün, wohl ist's ein schöner Name, den der Dichter sich erkor,
Der noch lebt, wenn der des Grafen längst im Dunkel sich verlor,
Der in treuer Brust des Volkes glüht, wenn in der Ahnen Reihn,
Sie des Grafen Namen gruben in den kalten Marmor ein.
Der mit jeder jungen Eiche, als sein Sinnbild, aufersteht.
Wenn sein Helmbusch, seine Krone, in der Grafengruft vergeht.
Denn bei jedem Sieg des Lichtes, wenn verjüngte Strahlen glühn,
Jubeln tausend Nachtigallen: „Auferstanden ist uns Grün!"



Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.